LUST

BDA 2.13

LUST

INHALT

4 Ein Wort voraus
Monica Hoffmann

6 Verlust der Lust
Erwien Wachter

7 Sexy Shape Urbanism
Michael Gebhard

11 Lust auf Zukunft
Erwien *Wachter*

14 Die Lust froh zu sein
Peter Kluska

16 Baulust
Erwien Wachter

17 Serviceteam
Klaus Friedrich

18 In eigener Sache

19 Brisant

26 Contra

30 Vom Bauen

32 Sieben Fragen an
Volker Staab

35 BDA

41 Seitenblicke

46 Persönliches

49 Lesen – Lust und Frust

53 Notiz

54 Impressum

EIN WORT VORAUS

Irgendwie scheint die Lust abhanden gekommen zu sein. Selbst die Lust, über die Lust zu schreiben. Viele Autoren haben sich nicht gefunden. Und bei den wenigen ging es auch eher um die Abwesenheit von Lust als die Freude an der Lust.

Dabei ist ein lustvolles Leben für Erwien Wachter der Garant für ein sinnvolles Leben (Seite 6). Wohin allerdings die zunehmende Lust an nach Aufmerksamkeit heischenden städtebaulichen Entwürfen führen kann, diesem brisanten Thema widmet sich Michael Gebhard (Seite 7). Bei einem Blick in die Zukunft, wie Erwien Wachter ihn wagt, könnte so manchem die Lust am Leben vergehen (Seite 11). Dagegen hält Peter Kluska, indem er sich bei altem Liedgut Rückendeckung für die Lust holt (Seite 14). Auch Erwien Wachter

greift auf zwei historische Beispiele zurück, die aufzeigen, wie mal die Mächtigen, mal die Bürger von der Baulust gepackt wurden (Seite 16). Dass der heute sich ausbreitende Servicegedanke die Lust an Beratung bei allen Beteiligten zwangsläufig steigert, stellt Klaus Friedrich in Frage (Seite 17).

Ja, wie steht es nun mit der Lust und der Arbeit? Zurzeit herrscht wohl eher die stillschweigend akzeptierte Vorstellung, dass ernsthafte Arbeit eher mühsam und unangenehm sei. Selbst in den meisten Architekturbüros wird schon längst unter enormem Druck gearbeitet. Es mag naiv sein, doch will ich nicht aufhören zu glauben, dass auch und gerade bei der Planung von Bauwerken und Städten Lust am Tun immer noch die beste Voraussetzung ist, ein gutes Werk zu schaffen. Wie sonst auch wäre der hohe Einsatz zu erklären, der seit jeher in Architekturbüros gebracht wurde und wird? Wenn dies nicht um der Sache willen und aus innerem freiwilligem Antrieb geschieht, dann ist dies eine Tortur, die mit noch so viel Geld oder Ruhm nicht auszugleichen ist.

Überwiegt aber die Lust am Tun, hat dies auch ganz viel mit Freiheit und Würde zu tun. Deswegen plädiere ich für eine Renaissance der Lust an der Arbeit, der Lust am Planen, der Lust am Dialog und – nicht zu vergessen – der Lust auf Neues.

Monica Hoffmann

LUST

VERLUST DER LUST

Erwien Wachter

„Der Mensch soll, so viel an ihm ist, die größte Lust, das größte Glück in die Welt überhaupt zu bringen suchen; ins Ganze der Zeit und des Raumes zu bringen suchen.“ So schreibt Gustav Theodor Fechner in seiner Schrift „Über das höchste Gute“.

Ehrlich gesagt, wann haben wir das letzte Mal das Wort Lust in den Mund genommen? Hatten wir wirklich immer Lust, dies oder jenes zu tun? Haben wir Lust auf unsere Arbeit? Haben wir Lust auf einen Entwurf, auf eine Zeichnung? Haben wir Lust auf Gesellschaft, auf Natur? Oder haben wir das alles vergessen, weil wir ja keine Zeit mehr haben? Und wenn wir keine Zeit mehr haben, haben wir

auch keinen Raum mehr, für all die Dinge, die uns eigen sind. Und wenn uns der Raum fehlt, dann sind wir gefangen, eingeschlossen in die Zwangsjacken der Verpflichtungen, gefangen im Hamsterrad der Notwendigkeiten, gefangen im Netz einer omnipräsenten Kommunikationsflut. Und wir selbst, sind wir nicht schon längst in all diesen Gefängnissen – selbstgewählt oder fremdbestimmt – verloren gegangen? Wo haben wir unsere Seele verloren, wohin ist unser Leben entschwunden?

„Wenn man versucht, das Leben festzuhalten, wird es einem entwischen. Aber auch wenn man es festhalten will, wird es entfliehen. Also muss man gegen den schnellen Lauf der Zeit ankämpfen und wie aus einem reißendem Gießbach, der nicht ständig fließen wird, geschwind trinken." Michel de Montaigne wusste schon zu Beginn der Neuzeit um den Wert der Sinnsuche. Der Sinn eines Lebens, einer Existenz entzündet sich im Wesen eines Menschen selbst. Darin entspringen die Spuren eines Weges, den ein lustvolles Leben beschreiten kann – auch heute noch.

SEXY SHAPE URBANISM

Michael Gebhard

Städtebau ist schon seit Jahren in aller Munde. Publikation folgt auf Publikation. Wir lesen von der amalgamen Stadt, von der kreativen, von der kontrollierten Stadt und auch von ecological urbanism, um nur einige die wichtigsten Publikationstitel zu nennen. Die Aufmerksamkeit, die dem Städtebau derzeit zuteil wird, ist ein Hinweis auf die längst überfällige gesellschaftliche Erkenntnis seiner Bedeutung und damit ein positives Zeichen.

Ebenso wie das vorangegangene lange gesellschaftliche Desinteresse bleibt auch die große und beinahe überbordende Aufmerksamkeit nicht ohne Folgen. Ein Trend, der sich in der Architektur schon lange durchgesetzt hat, scheint auf den Städtebau übergegriffen zu haben. Es geht dabei um ein Phänomen, das sich am allerbesten an den Wettbewerbsentwürfen ablesen lässt, die von größeren Restriktionen noch nicht verbogen wurden. Gemeint ist die Aufmerksamkeitsabsicht (Aufmerksamkeitsintentionalität), die den Entwürfen zunehmend eigen ist. Ihr Ziel ist nicht mehr allein die Findung der besten Lösung einer Aufgabe an einem spezifischen Ort, sondern eine auffallende Andersartigkeit und Ungewohntheit.

Wie gesagt, die Architektur kennt das schon seit langem, und wir lernen damit zu leben, mit den allerorten hervorsprießenden Unikaten auch an Stellen, wo man sie mit stupender Verwunderung wahrnimmt. Einiges ist wirklich faszinierend, anderem sieht man die Qualen an, unter denen es durch die Hirnwindungen gepresst wurde. Selbst die faszinierendsten Projekte legen den Gedanken nahe, ob es sich hier wirklich um angemessene Lösungen der

gestellten Aufgabe handelt. Jedes Bürohaus ein exaltiertes Eventgehäuse mit Piranesischen Raumfolgen, jede Universitätsfassade ein sich tentakelhaft windendes Relief, das in dunklen Stunden Übergriffe befürchten lässt.

Form rules

Dass eine Disziplin wie der Städtebau in diesem Punkt nicht lange abseits stehen kann, steht außer Frage, sind doch die hier aktiven Kollegen alle Teil einer Architektenschaft, die sich medial präsentieren und vermarkten muss. Im Städtebau geht es im allgemeinen um Konzepte, die Strukturen, Raumfolgen und Bebauungen vorschlagen, die über einen meist längeren Zeitraum hinweg realisiert werden sollen. Allzu prägnante, expressiv-formale Ausprägungen vorgeschlagener Strukturen stellen, wie man sich leicht denken kann, schon allein aufgrund ihrer begrenzten Halbwertszeit einen Widerspruch zum zeitlich gestreckten Realisierungshorizont städtebaulicher Planungen dar.

Natürlich kann man darauf verweisen, dass es solche Entwürfe schon immer gab. Man denke nur an Peter Eisenmans Rebstockpark in Frankfurt (grandios gescheitert) oder den preisgekrönten Entwurf von Daniel Libeskind für die Landsberger Allee / Rhinstraße in Berlin. Diese waren jedoch zu ihrer Zeit Ausnahmeerscheinungen. Jetzt aber scheinen die Ausnahmen zur Regel zu werden. Wir stehen offenbar an einer Schwelle, an der Städtebau in den Strom kreativer Formfindung gerät. Das ist ein Paradigmenwechsel, denn bisher war die krea- tive Formfindung stets dem strukturstiftenden Städtebau nachgeordnet.

Münchens „Sprung nach vorn“

München, bisher eher mit dem Image „konventioneller“ Städtebaustrategien versehen, schickt sich scheinbar an, dieses mit einem großen Sprung nach vorn ablegen zu wollen. Belege sind in den letzten Jahren entschiedene, allerdings damit noch lange nicht realisierte erste Preise von Wettbewerben wie „Leben in urbaner Natur“ (1): eine sich wurmartig, vielfach schlängelnde Bebauung aus vier Großformen mit unterschiedlichen Gebäudehöhen, durchzogen von parkartigem Grün; oder die Paul-Gerhart-Allee: polygonale Blöcke, unterschiedliche Bauformen aufnehmend, zwischen denen sich in der Mehrzahl dreiecksförmige bis polygonale Freiräume in kurzer Folge aneinanderreihen; und erst kürzlich die Wohnsiedlung an der Ludlstraße: eine Lärmschutzbebauung, die sich u-förmig um ein Baugebiet an der Autobahn nach Lindau legt. Nach außen bleiben die Raumkanten noch relativ ruhig, wenn auch nicht geradlinig, nach innen jedoch bilden sie dreiecksförmige Ausbuchtungen und polygonale Nasen, innerhalb des u-förmigen Gesamtgebildes sind pentagonale Punkthäuser gleichmäßig verteilt, und von einer ca. in Mitte und in Längsrichtung des langrechteckigen Grundstücks verlaufenden Erschließungsstraße durchziehen Wohnwege,

sich netzartig um die Punkthäuser legend, das Baufeld beidseits der Erschließungsstraße.

Sexy shapes

Alle diese Entwürfe zeichnen sich durch klar definierte, aber auch sehr spezifische architektonische und städtebauliche Formen – sexy shapes – aus. Alle gewinnen ihren Reiz durch die Andersartigkeit dieser Formen und alle verlieren ihren Reiz, wenn diese Formen so nicht umgesetzt werden. Die ausgebildeten Räume nehmen zwar die Erschließungsstraßen noch auf, die Raumbehandlung ist jedoch nicht mehr auf die Definition von Straßenräumen ausgerichtet. Vielmehr liegt die Straße als Band in einem fließenden Raum, der mit anderen Räumen, seien es Hof- oder seien es Platzräume zusammenfließt. Was dabei als Hof oder Platz definiert wird, folgt mehr der Logik eines grafischen Musters denn einer räumlichen Logik. Wichtig scheint, dass es entgegen dem klassischen städtebaulichen Muster mehr Platzräume als Straßenräume gibt. In München steht mit Jürgen von Gagerns Städtebau um den Westpark ein realisiertes Beispiel. Schlängelnde Baufiguren umschließen nach außen u-förmig den Park. Was hier besticht ist die Anbindung an den Park.

Städtische Qualitäten, wie sie ganz „banale“ Straßen und Plätze liefern, finden wir hier nur in dem Zentrumssurrogat am nördlichen Kopfende. Ein Stück Stadt aus Parkbebauung, viel Park und Einkaufszentrum. So baut man, wenn man Stadt als eine Aneinanderreihung von Versatzstücken versteht, die nichts miteinander zu tun haben, außer dass sie durch umgebende, meist abweisende Hauptstraßen und vielleicht noch durch Grünzüge verbunden sind.

Zurück zu sexy shape. Ein hervorstechendes Kennzeichen dieser Entwürfe ist ihre Fremdkörperhaftigkeit, mit der sie in ihre Umgebung gesetzt sind. Ist diese banal und von mediokrer Architektur geprägt, scheint das den Bestand in den Augen der Planer derart zu stigmatisieren, dass er nicht einmal des strukturellen Weiterbauens für würdig befunden wird. Verlorengegangen ist auch die klassische Straße als lebenswerter Stadtraum. Sie scheint in der Gedankenwelt vieler Planer nicht mehr vorzukommen und in dem Bestreben nach Auffälligem, das viele Wettbewerbe derzeit beherrscht, als wenig erfolgversprechende Strategie eingeschätzt zu werden.

Betrachtet man die angesprochenen Lösungen unter dem Aspekt, dass sie letztlich auch nur Interpretationen dessen sind, was in der Gesellschaft gefragt oder nachgefragt wird, dann lässt sich daraus unter anderem ein Bedürfnis nach Distanz herauslesen. Denn die dort angebotenen und die Entwürfe kennzeichnenden großen Zwischenräume werden zwar als Kommunikationsräume verkauft, schaffen aber zuerst Distanz, die für aktive Kommunikation überwunden werden muss.

Neu und bewährt

Der Wert des „Neuen“ ist in den Zeiten, in denen Leistungen mit Aufmerksamkeitswährung vergütet werden, nicht zu unterschätzen. Neues will und sollte jedoch gut durchdacht sein, bevor Altbewährtes über Bord geworfen wird. Neues ist, vor allem im Städtebau, meist gar nicht neu, sondern hat oft einen „Innovationswert“, der in der Vergangenheit liegt. Ein Blick in die Geschichte städtebaulicher Versuche und Experimente ist hier immer hilfreich. Hilfreich aber nur dann, wenn man die Dinge vor Ort studiert oder sich zumindest aktueller Studien bedient. Andernfalls läuft man Gefahr, die Elogen der noch ungeprüften Anfangsjahre oder deren ständiger Repetition aufzusitzen und das noch nach vielen Jahren, in denen die Realität schon längst ein völlig anderes Bild hervorgebracht hat. Als Beispiele seien hier nur das notorische Marquess Road Estate oder das Brunswick Centre in London genannt. Beispiele, denen in Publikationen und Führern mit den immer gleichen Sätzen gehuldigt wurde, obwohl sie in London schon längst als soziale Problempunkte (Marquess Road Estate) oder muggers paradise (Brunswick Centre) notorisch bekannt waren.

Neu, urban und sexy

Dass sexy shape nicht notgedrungen mit dem Auskippen urbaner Qualitäten einhergehen muss, zeigt die inzwischen wohl schon jedem bekannte Kabelwerkbebauung in Wien. Auf den ersten Blick stechen auch hier die sexy shapes ins Auge. Hat man das Projekt vor Ort besucht und ist man bereit, die formale Exuberanz hinter sich zu lassen, werden schnell andere Eigenschaften evident. Hier wurde sehr bewusst Einbindung betrieben, und zwar strukturell und nicht formal. Schon das selbst gewählte Motto des Projektes „Kabelwerk – ein Stück Stadt“ kündet davon. Neues und Altes, obwohl formal kaum unterschiedlicher denkbar, folgen einer Übereinkunft, die da lautet: Wir sind Stadt, wir wollen Stadt sein und so verhalten wir uns auch. Wir definieren Wegeverbindungen als Räume, wir wenden uns ihnen mit unseren Fassaden und Eingängen zu, wir glauben, dass Straßen und Wege nicht nur Transporträume sondern vorwiegend Kommunikationsräume sind. Bestand muss nicht auf Distanz gehalten sondern integriert werden, egal wie gut oder schlecht seine Architektur derzeit bewertet wird. Stadt lebt von Verbindungen, die sich zu Netzen frei zugänglicher Räume verknüpfen und von fließenden Übergängen der Bebauungen. Brüche müssen nicht künstlich geschaffen werden, es gibt schon durch schwer überwindliche Infrastruktur- und Landschaftselemente genug davon.

Einen Konsens bezüglich guten und angemessenen Städtebaus werden wir nur sehr schwer herstellen können. Wir werden mit Fehlschlägen und Fehleinschätzungen leben müssen. Umso wichtiger ist es zurückzublicken in die unmittelbare und weitere Vergangenheit, um nicht von einem Fehler in den nächsten zu

stolpern, um uns nur dann von der sexyness des scheinbar Neuen verführen zu lassen, wenn sie auch wirklich die Qualitäten bietet, die ihr schickes Layout verspricht.

Sexy shapes sind gefragt in München – vor Fehlern bewahren sie nicht.

(1) Zweiter Preis im Gutachterverfahren, wird jedoch umgesetzt.

LUST AUF ZUKUNFT

Erwien Wachter

Die Menschheit wächst und wird dank expansiver Medizin-Technologien immer älter. Die direkte Folge ist Überbevölkerung und Platzmangel. Doch während sich der ländliche Raum entleert, droht den Städten im unaufhaltsamen Zustrom ein Kollaps. Diese Entwicklung scheint unumkehrbar zu sein. Dabei wäre es doch naheliegend, sich wieder im entvölkerten Land auszubreiten, um so einem unvermeidlichen Schicksalsweg am Rande des sozialen Abgrunds zu entgehen. Bereits heute ermöglichen gängige Kommunikations-Technologien, dass wir nicht mehr alle in Städten wohnen müssten, dass wir nicht mehr ins Kaufhaus, ins Kino, auf die Bank, ins Büro gehen müssten, weil ohnehin schon alles online und virtuell abläuft. Auch die Produktionsprozesse verändern sich und erweisen sich als ortsunabhängig. Schon beginnen wir mit 3-D-Druckern alles direkt zu Hause herzustellen, und irgendwann kann sich jeder ein Auto und Architekten können sich Häuser drucken. Wären wir zu einer Wende fähig, würde uns das viel Zeit und Geld ersparen, und das Land wäre nicht stumm.

Wir sind das aber nicht. Zumindest noch nicht. Immer mehr Menschen treibt es voller Hoffnung in die Städte. Sichere Arbeitsplätze, Events, am Puls der Zeit: das versprechen die Städte und beschleunigen die Entwicklungen von Tag zu Tag. So wundert es nicht, dass die Zeit offensichtlich zum zentralen Kriterium aller Zusammenhänge wird. Die „Chronobiologie“ ergründet die Auswirkungen der beschleunigten Wahrnehmungsprozesse auf den Menschen und seine Rhythmen. Immer mehr Mensch-Technik-Kooperationen versuchen, als technischer Support den rasenden Entwicklungen entgegenzutreten. Ambient Intelligence, Robotik, kontextsensitive Dienstleistungen und Neuroprothetik sind dafür Beispiele. Die gewonnene Zeit aber für zwischenmenschliche Beziehungen, das Sozialbewusstsein, die Gesundheit, die Bildung und die Kreativität zu nutzen, scheitert meist an ebenso rasch zunehmenden Belastungen neuer Art. Haltet ein, eine derart mahnende Stimme wäre gelegentlich im Blitzlichtgewitter permanenter Attacken durch verfügbare Kommunikationsmedien wünschenswert. So bleibt uns lediglich der unbequeme Weg der Selbstkontrolle. Lassen wir den Dingen ihren Lauf, werden wir morgen kaum noch Zeit finden, uns zusammenzusetzen und lustvoll über die Zukunft zu reden. Stattdessen werden wir via Handy lustlos in drögen Videokonferenzen kommunizieren. Wieviel persönliche Präsenz, wieviel Lust an Begegnung werden wir noch haben? Und diese Selbstkontrolle – ist sie zwingend Teil einer neuen Kultur? Die Zwangsjacke eines jährlichen Datenvolumens von über 35 CetaByte, dem Dreißigfachen der jährlichen Datenproduktion heute, bedarf wohl dieser Kontrolle. Wir müssen darüber entscheiden, wie wir dann in einer Welt leben, die einfach nur noch digital ist, die sich mit ständig zunehmender Komplexität auf unsere Alltagswahrnehmung und unser Wohlbefinden auswirkt, von uns mehr und mehr Lebensenergie abfordert und die stetige Abnahme des Lustempfindens forciert. Wir selbst haben darüber zu entscheiden, ob das menschliche Wesen in seine Einzelteile fragmentiert wird oder nicht.

Aber können wir uns wirklich retten im Bauchladen unüberschaubarer Verfügbarkeiten? Mit der Digitalisierung analoger Daten und zentralisiertem Management ist eine ganze Generation von Start-ups im Begriff, erstaunliche neue Effizienzen zu schaffen. Das „Internet of Everything“ wird alle Geräte miteinander verbinden, und „Wearable-Computer“ werden nicht nur in der Kleidung getragen, sondern auch in die Haut implantiert. Und intelligente Pillen werden den Körper von innen untersuchen. Künstliche Organe werden Alltag sein, Neuroimplantate, so groß wie eine Blutzelle, werden ohne chirurgischen Eingriff in das Gehirn geschickt. Nano-Bots werden durch den Körper wandern und künstliche weiße Zellen züchten, die Krankheitserreger zerstören. Und sie werden dafür sorgen, dass unsere Gehirne an das Internet angeschlossen sind und den Sinnesorganen eine virtuelle Realität vorspielen. Alles ist vernetzt und verschiedene Gadgets in Kleidung und am Körper senden Informationen. Wir werden mit Robotern leben – und wir werden wie Roboter

leben. 90 Millionen davon sind schon heute um uns. Und dann? In der Reihe „Echte Menschen“ leben humanoide Roboter, „Hubots“, unter uns. Sie kochen, waschen, putzen, machen mit Kindern Hausaufgaben, und virtuelle Streicheltiere trösten vereinsamte Altersheiminsassen. Und wenn wir uns an ihre noch automatisiert anmutenden Bewegungen und dem eingefrorenen Blick gewöhnt haben, beginnen wir Gefühle für unsere Hubots zu entwickeln, für Automaten, die auf unsere Neigungen reagieren, Automaten, die Alter und Geschlecht erkennen, iSample-Automaten, die uns mit Hilfe optischer Sensoren mit sozialen Netzwerken verknüpfen, mit uns alle vorstellbaren Manipulationen anstellen, die über einen Selftracking-App als implantierte elektronische Gehirnerweiterungen wirken, deren Display in Brillen eingespiegelt oder direkt auf die Retina projiziert wird. In der Augmented Reality werden zahllose Fenster aufgehen, die an unsere Freunde, Frauen, Liebhabereien oder Geschäftspartner erinnern oder die Bauten erläutern, vor denen wir stehen, und wie sie im Inneren aussehen. Was für eine Zukunft! Lust bekommen? Also weiter.

Computer werden die gleiche Leistung haben wie das menschliche Gehirn und so natürlich kommunizieren wie wir, und die virtuelle Realität wird spannender als die wirkliche sein. Wir programmieren die Biologie um und werden alt wie Methusalem. Dann werden wir das Gehirn herunterladen und eine Sicherheitskopie für die Ewigkeit erstellen. Wir werden die Möglichkeit haben, aus Millionen von virtuellen Abenteuern zu wählen. Auch um die Ressourcen werden wir uns nicht mehr sorgen müssen. Die Solarenergie wird günstiger und sauberer, Wasser kann wiederverwertet werden. Nahrung wird nicht mehr großflächig produziert, sondern in Laboren, in computergesteuerten Fabriken ohne ökologische Nebeneffekte. Und auch der Abfall wird mittels Nano-Technologie wieder vollends verwertbar. Eine heile Welt am Ende der Träume?

Werden wir schleichend zu Menschen geformt, die die Realität vielleicht gar nicht mehr wollen? Zu Menschen, die vorziehen, dass man alles einstellen und anpassen kann – die Umwelt, die Gebäude und sich selbst? Alles auch den Kritikern zum Hohn, die meinen, dass wir genau durch solche Entwicklungen verlernen zu denken, ja verdummen. Verdummen am Fehlen der Wahrnehmung natürlicher Zusammenhänge, am Fehlen notwendiger Aufmerksamkeit. Wollen wir das? An der Singularity University am NASA Campus wird etwas über Künstliche Intelligenz und Nano-Technologie gelehrt, doch geht es ebenso um die grundlegenden Probleme der Menschheit, um sauberes Wasser, Nahrung, Recycling. Die wirklich fundamentalen Änderungen stehen noch bevor, und die Lehre vom Lustempfinden, von der Freude oder der Wertschätzung wird dann auch zum Programm.

Unsere Bereitschaft, die Grenzen zwischen den Menschen und ihren künstlich erschaffenen Wesen immer mehr zu verwischen und die zwischenmenschliche Begegnung zugunsten funktionstüchtigen Humanpotentials als

obsolet hinzunehmen, nährt Zweifel daran, ob wir überhaupt mehr sind als bloße Materie – oder nur denkfähige Konstruktionen auf Zeit. Unsere Vernunft verschone uns vor solcherart Auflösung.

Letzte Anmerkung: Erst verstummt das Land, dann der Mensch, dann hat sich der Roboter aus der Sklaverei des Menschen befreit. Besen! Besen! Seid's gewesen. Der Zauberlehrling, Johann Wolfgang von Goethe.

DIE LUST FROH ZU SEIN

Peter Kluska

Wie heißt es doch am Beginn des weithin bekanntesten deutschen Volkslieds aus dem 19. Jahrhundert: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus, da bleibet, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!"

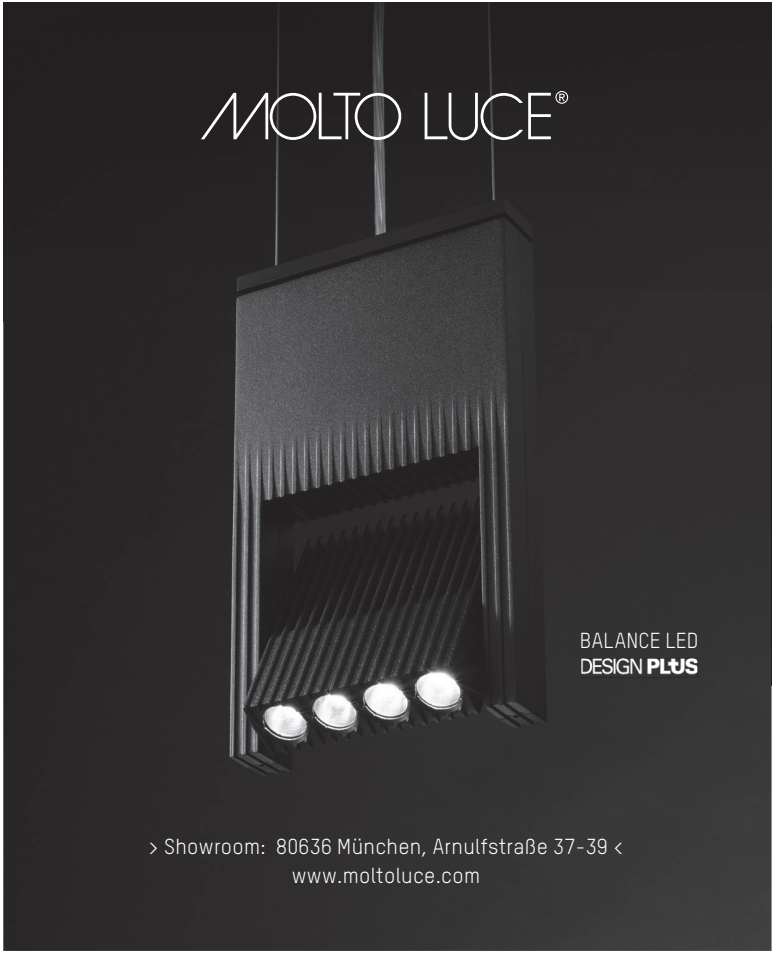
Wer hat Lust, im Mai zu Hause zu bleiben, dazu noch mit Sorgen? Das kann eigentlich nur ein Architekt sein. Mit seinem Kummer, mit seinen Sorgen sitzt er in seinem Büro, denkt nach über Wettbewerbsauslobungen, über Preisrichter, die wieder mal ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Sorgen gibt es also viele, Finanzen, HOAI usw., sodass ihm die Lust an der Arbeit vergehen kann, das kommt vor. Es kommt aber auch vor, dass er große Lust empfindet, wenn die Bäume ausschlagen, die Bäume, der Charme der Stadt, alles verwandeln, wenn die Stadt wieder grün wird, die Landschaft in den Farben des Frühlings leuchtet, in ihm die große Lust am Leben erblüht.

Dann kommt die schöne Müllerin ins Gespräch und des Müllers Lust am Wandern. Das ist die Lust, die zu reiner Freude wird, Kreativität und Begeisterung ausbreitet. Singend

ging der Müller auf Wanderschaft, denn die Musik hat, das wusste er schon, wie die Natur die heilenden Kräfte in sich, sie ist, wie Mariss Jansons es formulierte, die Sprache unserer Seele, unseres Herzens, ist geistige Nahrung, ist einer der höchsten Werte unseres Lebens.

In Alban Bergs Lied „Sommertage“ (Text Paul Hohenberg) heißt es zum Schluss: „O Herz, was kann in diesen Tagen I Dein hellstes Wanderlied denn sagen I Von deiner tiefen, tiefen Lust: I Im Wiesensang verstummt die Brust I Nun schweigt das Wort, wo Bild um Bild I Zu dir zieht und dich ganz erfüllt.“

Anmerkung der Redaktion: Von Peter Kluska ist aktuell ein bemerkenswerter Band mit dem Titel „Landschaftsarchitektur“ erschienen. Die Publikation stellt eine Auswahl seiner realisierten Projekte aus über 40 Jahren Tätigkeit vor. Fotografien aus allen Bauabschnitten und übersichtliche Pläne geben detailliert Auskunft über das hohe Maß an Gestalt- und Nutzungsqualität der dargestellten Arbeiten.
Kluska, Peter, Landschaftsarchitektur, München: Hirmer Verlag 2013



BAULUST

Erwien Wachter

In einer verschneiten Winternacht in einem Schlitten, vier weiße Pferde vorgespannt, im hellen Leuten silberner Glocken am Geschirr, flackernde Fackeln an den Bockseiten und in einen von weißem Nerz gesäumten nachtblauen Samt gekleidet hin zum Schloss Linderhof zu gleiten, wo von Kandelabern erleuchtet in die Nacht strahlend der Bau seinen edlen Herrn erwartet, das ist wahre Lust: Und die muss Ludwig den II. getrieben haben, sich seine Träume zwischen geliebter Bergwelt, deutscher Sagenwelt und der magischen Welt der Märchen des Orients aus 1001 Nacht in all den Königsschlössern in Bayern zu verwirklichen. Wer wünscht sich denn nicht, seine Träume in Erfüllung gehen zu sehen, sich die Reiche seiner Träume in die Realität zu holen? Erst recht sind es die Mächtigen, die das bauen, was sie wollen, und oft ist es unbedeutend, was es kostet. Das genau ist es aber auch, was derart Baulust gelegentlich zum Verhängnis werden lässt. Denn natürlich überstiegen die Kosten für die Bauten, wie hier in unserem Fall, bereits in kürzester Zeit das jährliche Budget unseres Monarchen, ohne ihn allerdings davon abzuhalten, ungehindert weiterzubauen. In seinem Todesjahr1886 schließlich beliefen sich Ludwigs Gesamtschulden auf etwa vier seiner Jahresgehälter, etwa soviel, wie sich ein Bauherr heute auch verschuldet. Der König allerdings wurde der Einfachheit halber damals für verrückt erklärt.

Ganz anders als es bei den Mächtigen geschah, dachte in der gleichen Zeit im Bürgersinne die Stadtverordnetenversammlung im rheinländischen Siegburg. Sie beschloss, bei der höheren Behörde die Niederlegung der „hiesigen Stadtmauer und der Stadtthore“ zu beantragen, da „die Stadt nicht in der Lage sei, die zur Unterhaltung derselben, und zur Beseitigung ihres gefahrswohnenden Zustandes erforderlichen Kosten zu bestreiten, und auch in Rücksicht auf Erleichterung des Verkehrs in und an den Thoren und auf Ermunterung der Baulust es wünschenwerth ist, daß die Stadt ermächtigt werde, die Thore und die Mauer, je nachdem sie es nöthig oder vortheilhaft findet, niederzulegen.“ Trotz der überzeugenden Argumentation erzwang die Preußische Regierung den Erhalt zumindest eines geringen Teils der Wehranlage. Dagegen legten 54 Bürger beim Bürgermeister Widerspruch ein und baten um einen neuen Antrag auf Abriss aller Bauzeugen. Dann nach mehrjährigem Drängen gibt die preußische Regierung am 3. Februar 1863 nach: „ ... eröffnen wir Ihnen, daß wir Ihren Antrag … befürworten werden, wenn … das Grimmelthor, welches in einem solchen Zustande ist, daß eine Restauration desselben ausführbar erscheint, … damit Siegburg wenigstens einen Repräsentanten seiner früheren Befestigungsbauten erhalte.“ Die Auflage, das architektonisch besonders wertvolle Grimmelstor zu erhalten, wird noch 1865 aufgehoben. Damit waren dem Ausleben der bürgerlichen Baulust für alle Zukunft die Grenzen genommen. Nachzulesen ist dies in den Heimatblättern des Rhein-Sieg-Kreises, 76. Jhrg. 2008.

SERVICETEAM

Klaus Friedrich

Wir sind ein Team. Bemüht, Ihnen den bestmöglichen Service zu bieten. Was in der Konsumwelt bereits seit langem als Instrumentarium der Kaufluststeigerung angewandt wird, hält zunehmend auch Einzug in konsumferne Bereiche. Selbst dort, wo es bislang noch keine „Tu Dir was Gutes"- oder „Belohne Dich"-Mentalität gab, sprießt der Servicegedanke.

Das Konzept des kundenorientierten, gemeinschaftlichen Arbeitens greift auch unter Behörden immer mehr Raum. Jüngste Errungenschaft: das Servicezentrum. Nach dem Finanzamt nun also auch die LBK. Frei nach dem Motto: „Genieße eine freie Beratung zu allgemeinen Fragen und lasse uns die pikanten Details im Team hinter verschlossenen Türen behandeln. Wir haben mehr Lust – Ihr den Frust."

Gut ein Jahr ist es her, dass die von Architekten größtenteils geschätzte Aussicht auf ein persönliches Gespräch mit einem Sachgebietsmitarbeiter abgeschafft und durch ein Servicezentrum ersetzt wurde. Allgemeine Fragen zu Bauvorhaben werden nun durch Mitarbeiter aus allen Sachgebieten beantwortet, damit die jeweiligen Abteilungen in den oberen Etagen ungestörter, dafür enthusiastischer und effektiver arbeiten können. Aus Sicht der Behörde eine nachvollziehbare Idee. Leider nicht immer auch ein Gewinn für den Bauherrn oder den planenden Architekten. Kommt man beim ersten Gespräch nicht bereits zu der Erkenntnis, das Bauvorhaben getrost zu begraben und muss ein zweites Mal eine Nummer ziehen, landet man mit hoher Wahrscheinlichkeit bei einem neuen Sachbearbeiter. Der kann sich zwar anhand der Notizen seines Vorgängers davor bewahren, gänzlich falsche Hoffnungen zu wecken, doch wird er in wirklich hartnäckigen Fragen anraten, eine Bauvoranfrage zu stellen. Nur so könne gewährt werden, dass der Sachverhalt im Rahmen einer Teambesprechung erörtert und für den nachfolgenden Bauantrag rechtsverbindlich beantwortet werde.

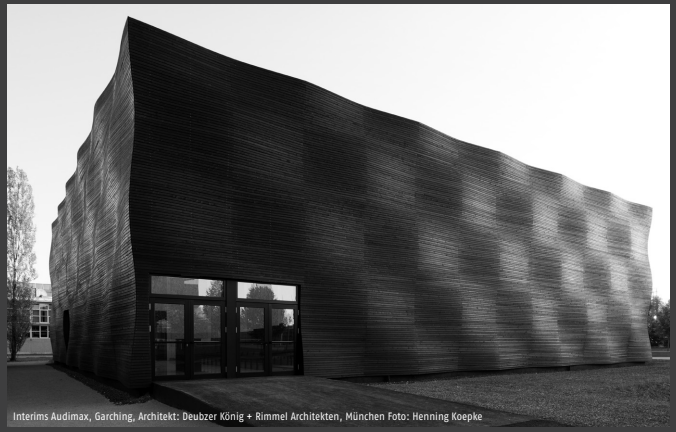
Wer sich angesichts grundsätzlicher aber nicht allgemeiner Fragen erdreistet, auf direktem Weg Kontakt zur Teamleitung herzustellen, läuft Gefahr schroff abgebügelt zu werden. Das Servicezentrum sei schließlich geschaffen worden, damit die Abteilungen endlich ihrer Arbeit nachgehen könnten und nicht permanent gestört würden.

An der Dauer der Genehmigungsabläufe geändert hat sich seitdem sonderbarerweise nichts. Mit etwas Glück findet sich kurz vor Erlass eines „negativen Bescheids" doch noch die Gelegenheit für ein persönliches Gespräch mit einer Abteilungsmitarbeiterin. Gleich um 9.00 Uhr morgens, noch vor der Teambesprechung. Beim Verlassen des Stockwerks kann es sein, dass man Mitarbeitern begegnet, die mit Sektflaschen über die Flure eilen. Aus dem am Ende des Flurs gelegenen Besprechungsraum dringt leise Gelächter und das fröhliche Klingen von Gläsern...

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 3.13 befassen sich mit dem Thema „Vom Verschwinden“. Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 12. August 2013


Interims Audimax, Garching, Architekt: Deubzer König + Rimmel Architekten, München Foto: Henning Koepke

Haus des Verbandes Südwestmetall, Heilbronn
Architekt: Dominik Brelner, Gaggenau, Foto: Johannes Marburg, Genf

Dachausbau, Lakonis Architekten, Wien © Hertha Hurnaus

Bessere Ergebnisse bei geringerem Aufwand.

ARCHICAD gehört in jedes Planungsbüro. Umsteigen ist denkbar einfach!

GRAPHISOFT.DE

OPEN BIM™

GRAPHISOFT®

HÄTTE, HÄTTE ... FAHRRAD-KETTE

Klaus Friedrich

Kaum war der Wettbewerb um das Museum der Bayerischen Geschichte endgültig entschieden und das Ergebnis von der Politik verkündet, meldeten sich einmal mehr die Besserwisser zu Wort. „Einfallslos, traurig und enttäuschend“ (Süddeutsche Zeitung vom 08./09. Mai 2013) waren auch hier die Schlagworte, mit denen gewöhnlich die Leier der heimlichen Experten beginnt.

Anstelle einer argumentierten Meinung oder eines sachlichen Diskurses bildet das Fundament der Polemik meist eine Hypothese: die Jury besaß keinen Mut, den wahren Sieger zu küren. Alternatives Szenario: den Wettbe-

werbsteilnehmern sei nichts Besseres eingefallen, weil die Vorgaben so erdrückend waren.

Letzteres konnte man angesichts der Zahl von 254 Wettbewerbsteilnehmern nicht ernsthaft behaupten, so wurde auch diesmal wieder die Mär der Einfallslosigkeit bemüht. Traurig stimmt in diesem Zusammenhang allenfalls die reflexhafte Forderung nach Zeichenhaftigkeit. Um dem Neuen in einer gewachsenen Umgebung Platz zu verschaffen und zu Akzeptanz zu verhelfen, ist die Konfrontation, der Bruch, der Aufschrei unumgänglich, so die unausgesprochene These. Das Gegenteil ist der Fall.

Was als Ausnahme in heterogenen Strukturen, als Impulsgeber oder ordnende Kraft wirken kann (siehe Bilbao) nützt sich in einem dichten städtischen Gefüge wie Regensburg umso schneller ab. Und was ist ernüchternder als ein Bau, der mit expressiver äußerer Geste auf etwas aufmerksam macht, das von seinen Inhalten her eher mit Nuancen, leisen Tönen und Beharrlichkeit Interesse wecken wird: das Museum der Bayerischen Geschichte. Wo bleiben die Überlegungen zur so oft zitierten Nachhaltigkeit, wenn es um die äußere Erscheinung und nicht die innere Struktur eines Gebäudes geht?

Eine fachlich qualifizierte Jury hat ein eindeutiges Votum ausgesprochen, so bedauerlich dies für die qualitätvollen zweit- und drittgereihten Arbeiten sein mag. Es bleibt zu wünschen, dass nun nicht von Kompromissen geredet, sondern an der Realisierung der Lösung gearbeitet wird. Nur so kann die räumliche und bauliche Qualität entstehen, die Regensburg verdient.

VIEL HARMONIE

An Isar und Elbe
Wilhelm Kücker

Keine drei Dezennien nach dem Neubau am Gasteig: München verlangt es wieder nach einer noch neueren Philharmonie. „München leuchtet“ (Thomas Mann). Anderwärts gehen die Lichter aus. „Ich dachte, Ihr hättet schon eine (?)“ „Das ist ja das Problem!“ Seit Eröffnung wird an der alten Neuen herumgenörgelt. Den Architekten gefällt die Architektur nicht, die Musikfreunde bemängeln die Akustik. Davon versteht man hier was.

Von Eugen Roth, dem Wahlmünchner, beobachtet:

Ein Mensch sitzt stolz, programmbewehrt,
In einem besseren Konzert,
Fühlt sich als Kenner überlegen –
Die anderen sind nichts dagegen.
Musik in den Gehörgang rinnt,
Der Mensch lauscht kühn verklärt und sinnt.
Kaum daß den ersten Satz sie enden,
Rauscht er schon rasend mit den Händen
Und spricht vernehmliche und kluge
Gedanken über eine Fuge.
Und seufzt dann, vor Begeisterung schwach:
„Nein, wirklich himmlisch, dieser Bach!“

Sein Nachbar aber grinst abscheulich:
„Sie haben das Programm von neulich!“
Und sieh, woran er gar nicht dachte:
Man spielt heut Abend Bruckners Achte.
Und jäh, wie Simson seine Kraft,
Verliert der Mensch die Kennerschaft.

Und wer ist Schuld an dem Debakel, wenn es denn eines ist? Wer sonst als der Auslober? Wer zu viele gleichzeitig beschallen will, darf sich nicht beschweren, wenn das nicht funktioniert. Naturgesetze lassen sich nicht überlisten. Das Fassungsvermögen eines Konzertsaals ist naturgemäß begrenzt. 1.500 Sitzplätze haben sich bewährt. Unter Vermarktungsbedingungen von heute sollen es aber wenigstens 2.000 sein. Bleibt man dabei, wird sich dieser Missstand bei dem angepeilten Neubau wiederholen. Frage: Rechtfertigt die aktuelle Auslastung dieses Projekt? Beträgt übers Jahr (so befreundete Abonnenten) höchstens drei Viertel.

Ergo: Viel Lärm um nichts (Shakespeare). Das für dieses Projekt aufzuwendende Geld – das gar nicht vorhanden ist – sollte für sozialere Bedürfnisse ausgegeben werden. Man wüsste einige.

Ein Exkurs zur Akustik von Konzertsälen

scheint mir hier angebracht: Keiner der neuen Konzertsäle reicht, was die Hörqualität angeht, an die Säle des 19. Jahrhunderts heran, weil grundsätzliche Voraussetzungen für die Akustik wegen ihrer Größe und Form nicht erfüllt sind.

Messungen (nach Hans-Ulrich Glogau, Der Konzertsaal, 1989) haben ergeben, dass die historischen Säle in den Raumverhältnissen verblüffend übereinstimmen. Ihre Grundflächen bilden ein längliches Rechteck. Die Raumhöhen ähneln einander. Wir haben es jeweils mit dem Inneren einer Kiste („Raumschachtel“) zu tun. Das zeigt aber, wie wichtig die parallelen Seitenwände für die Schallreflektion sind. Beispiele: der Wiener Musikvereinssaal (von 1870), das „klangschönste Konzerthaus der Welt“, gefolgt vom Concertgebow in Amsterdam (1888) und so weiter …

Die neuen Säle werden nach hinten immer breiter, um immer mehr Zuhörern Platz zu bieten. In den langen Sitzreihen hat man zwar auf den Mittelplätzen den besseren Überblick, wird aber akustisch benachteiligt. Der harmonische Zusammenklang von Hall und Nachhall ist wegen seitlich fehlender paralleler Reflektionsflächen für die Schalllenkung nicht optimal. Die Nachhallzeit ist aber eines der wichtigsten Kriterien der Raumakustik.

In den alten Sälen ist die Differenz von Platz zu Platz nicht so groß. Hier die Abmessungen des Musikvereinssaals in Wien: Länge x Breite x Höhe gleich 27 x 20 x 18 Meter. Der Münchner Herkulessaal dürfte etwa die

gleichen Maßverhältnisse aufweisen. Außerdem haben beide die dreiseitig umlaufenden Galerien (Ränge).

Erwien Wachter hat in der vorigen Ausgabe (BDA Informationen 1.13) die halböffentliche verbissene Diskussion in der Lokalpresse angemessen glossiert („Wenn das Alte nicht mehr taugt“): „Wäre es nicht angebracht, in Ruhe den verfügbaren Bestand zu sichten? Man denke nur noch einmal an den Herkulessaal, bei dem ohnehin dringend Sanierungsmaßnahmen anstehen.“

Dieser, gar nicht für Musikdarbietungen konzipiert, hat mit 1.270 Plätzen die für Hörqualität ideale Dimension und Gestalt. Außerdem spricht für ihn zentralste Lage, großzügiges Foyer, der sommerliche Hofgarten. Man müsste gar nicht erwähnen, wie sehr er sich als lange Zeit einzig verfügbares Konzerthaus bewährt hat.

Und wenn einem bei einer musikalischen Darbietung einmal fad war, konnte man sich mit den schönen Wandbehängen, den namengebenden, beschäftigen. Für jene, die den Musikern auf die Finger sehen mochten, bot sich ein Galerieplatz an.

Was zu denken geben sollte

Kein Geringerer als JEAN NOUVEL, Avantgardist par excellence, entschied sich für seine Konzerthalle im „Kultur- und Kongresszentrum Luzern“ (KKL) umstandslos zum Rückgriff auf den bewährten historischen Typus des rechtwinkligen Raumkubus mit umlaufenden Galerien!!! Die Luzerner Musikfestspiele verlangten perfekte Raumakustik, die auch geliefert wurde. Trotz seiner relativen Größe vermittelt er einen Eindruck von Intimität. Dazu bietet er eine technische Besonderheit: mit beweglichen Seitenwandsegmenten kann das Raumvolumen variiert, das heißt: wechselnden akustischen Bedingungen angepasst werden. Dieses Bauwerk nenne ich eine veritable NOUVELLE!

Nun zur Elbphilharmonie

in Hamburg, nach längerem Baustop immer noch im Bau, soll sie dermaleinst alle Konzerthäuser dieser Erde turmhoch übertreffen: eine Konzerthalle wie diese auf die Spitze getrieben, auf ein schon bestehendes Hochhaus! So was hat die Welt noch nicht gesehen. So soll’s auch sein.

Wolf Biermann 1995:

Die Elbe bei Hamburg
Das abgeblaute Abendlicht fault in den Regenpfützen Die Speicherstadt steht bis zum Halse in der Dunkelheit Fischköpfe dümpeln unter nachgemachten Schiffermützen … Ein Nordseewind leckt von der Müllverbrennung gelben Rauch Bei Hamburg pulst der kranke Fluß durch eine Schlick-Aorta Da fließt Maschinenblut verdickt mit Öl und Schwermetall

Es fiepen schlaue Ratten, die man vordem nie an Bord sah …

Wohl bekomm's!

Hamburg hatte bisher nicht den Ruf einer Metropole der Musik. Seit dem Abgang Dietrich Buxtehudes Richtung Lübeck (1707) war vor Ort nichts mehr los. Ach ja: Brahms war Hamburger, entwich aber jung nach Wien.

Immerhin: Seit 1908 verfügt die große Hafenstadt über eine Musikhalle mit 1.800 Plätzen, also ausreichend.

Für ein neues Haus der Musik stellte sich wie in München auch dort die Standortfrage. Aber bei den Hanseaten war man damit rasch bei der Hand. Mit der sogenannten Hafencity. Der würde ein architektonischer „Leuchtturm" gerade noch fehlen. Theoretisch überzeugend, praktikabel weniger. Der exponierteste Standort war schon besetzt: durch diesen klotzigen, gleichwohl denkmalgeschützten „Hafenspeicher". Abbruch also ausgeschlossen. Wie weiter? Setzen wir unsere Konzerthalle doch einfach drauf! Und Packhaus wird Parkhaus. Billiger geht's nicht. Denkste. Für das Lagern von Schütt- und Stückgut können Stützen stehen, wo sie wollen, aber nicht bei Auto-Stellplätzen. Also Totalentkernung! Aller Laster Anfang. Siehe Schluss.

Save our souls!

Die Medien haben das absolut Fragwürdige dieses Projekts nie thematisiert, unisono nur gepriesen als genialen Befreiungsschlag aus nie hinterfragter Tradition. Dass noch keiner bisher darauf gekommen ist! Ja, warum wohl nicht?

Die rechtsverbindliche Versammlungsstättenverordnung (VStättVO) begrenzt die Höhenlage solcher Räume bis 600 Personen über Terrain (aus gutem Grund) auf acht Meter. Der große Konzertsaal hier soll aber 2.500 fassen. Eingangsniveau in etwa 45 Metern Höhe!!! (geschätzt nach Skizzen im Internet. Auf ein paar Meter rauf oder runter kommt es da ja schon gar nicht mehr an). Wer genehmigt, wer haftet hier?

Die Kombination zweier Gebäudetypologien mit je eigenen Risiken und Gefährdungspotenzial – Versammlungsstätte und Hochhaus – ist abenteuerlich. Was erfährt man hier über die Personenrettung? In Bürohochhäusern gibt es die periodischen Notfallübungen. Aber in dieser Philharmonie mit ihren 2.500 Menschen im Großen Saal und weiteren 550 im Kleinen? Von „geordneter Leerung" könnte im Katastrophenfall wohl nicht mehr die Rede sein. Eher schon von einer Massenpanik. Die „Entrauchung" der Fluchtwege nach Vorschrift mag ja gelöst sein. Was ist aber mit den mindestens 300 Stufen vom Parkett und weiteren 100 von den Rängen? Werden nur die Fittesten schaffen. Aber die Rollstuhlfahrer – die Alten,

Gebrechlichen, Lahmen – von denen es immer mehr gibt? Wo bleiben die? S.O.S.!!!

Ein Wort noch zum Konzertsaal. Das wird ein weiterer Zentralraum mit umgebenden Rängen auf drei Ebenen sein und – nach dem Vorbild von Scharouns Neuer Philharmonie in Berlin – in die Saalmitte gerücktem Orchester. Die Hörqualität in Berlin ist deshalb nicht gleichmäßig gut. In Hamburg könnte auch die Weite akustisch zum Problem werden. Hier bleibt nur: abwarten!

Abschließend zur Elbphilharmonie ein Zitat (aus der Hamburger ZEIT vom 25. April 2013):

„Planungsfehler, Bauverzögerungen, Missmanagement, explodierende Kosten, jahrelanger Streit und Schuldzuweisungen gipfelten im Herbst 2011 in einem Baustopp. Die für 2010 geplante Eröffnung wurde mehrmals verschoben, heißt es, im Frühjahr 2017 sei es so weit.“ Letzter Kostenstand: fast 800 Millionen Euro.

Wenn ich gewußt,
Was es gekust,
Ich hätt’s gelußt.

(Alte Hausinschrift)

National Museum of American Jewish History,
Philadelphia, USA
Architekten: Ennead Architects, New York, USA

Das Fassaden-System der Zukunft

-vorgehängt, hinterlüftet, wärmegedämmt.

Die **LONGOTON®-Ziegelfassade**,
großformatige keramische Fassadenplatten mit
Längen bis 3.000 mm.

Moeding Keramikfassaden GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen
Germany

Telefon + 49 (0) 87 32 / 24 60 0
Telefax + 49 (0) 87 32 / 24 66 9

www.moeding.de

MOEDING

LONGOTON®

CONTRA

DA SCHEIDEN SICH DIE GEISTER

Monica Hoffmann

… an der Farbigkeit und Materialität der Fassade des renovierten und erweiterten Lenbachhauses des Büros Foster + Partners. Etwas zu bunt das Gelbocker des Altbaus, vor allem aber zu glänzend und schrill die Messingfassade der Anbauten, beide Oberflächen nicht zusammenpassend. So die Meinung der einen. Gut eingepasst, respektvoll zurückhaltend, überaus gelungen. So die Meinung der anderen. Was nun?

Abgesehen von dem aufdringlichen Glanz: Sie passen einfach nicht zusammen, die beiden Gelbtöne von Alt- und Anbau, zumindest nicht der an den Fassaden des Kubus mit den Messingrohren. Etwas anders stellen

sich die Metallpaneele an der rückwärtsgewandten Fassade zur Richard-Wagner-Straße hin dar. Hier gibt es eine Mischung von drei unterschiedlichen Metalloberflächen von ganz glatt über ein wenig strukturiert bis hin zur starken Strukturierung mit den Rohren. An ihnen lassen sich gut Farbstudien betreiben: Die glatte Messingoberfläche kommt dem Gelbocker der Putzfassade ziemlich nah, insbesondere an der Stelle, an der sich die rötliche Fassade des Gegenüber in ihr widerspiegelt. Und hier mag sie vielleicht noch einen gewissen Reiz haben, dieselbe Farbigkeit auf matten und glänzenden, auf alten und neuen Oberflächen. Dass sich dann aber dieser goldene Farbton auf der Fassade des Kubus am Eingang so unangenehm in ein giftigeres Grüngelb wandelt, ist wohl nicht bedacht worden. Gelb oder Gelbgold ist nun einmal die empfindlichste Buntfarbe, da sie die hellste ist. Mit jeder Verdunkelung beginnt sie unangenehm zu kippen, hier verursacht durch die starke Verschattung, die die Rohre erzeugen.

Und wer aufmerksam die Fotos in den Zeitungen studiert hat, wird festgestellt haben, dass der Kubus auf wundersame Weise meist in einem warmen Goldton vor dem blauen Himmel erscheint! Oder die Eingangssituation mit Alt- und Neubau im Winkel dann fotografiert wird, wenn der Kubus im Schatten liegt und sich verdunkelt gegenüber dem Altbau zurücknimmt, der wiederum von der Sonne beschienen in seinem warmen Gelbocker strahlt. Vielleicht kommt eine solche dunkle, matte Metalloberfläche den Vorstellungen der Planer am nächsten, da sie von Anfang an die Patinierung der Messingpaneele im Auge hatten, also einen wohltuenden Endzustand, den es einfach nur abzuwarten gilt. So war anfangs meine Hoffnung. Die sich wohl nicht erfüllen wird, denn wie im Baumeister zu lesen ist, soll der penetrante Glanz tatsächlich für immer bleiben. Die Absichten der Planer verstehe ich dann nicht mehr. Und denke wehmütig, dass ein schwarzer Würfel, wie er ursprünglich von Foster + Partners vorgesehen war, wohl doch besser gewesen wäre.

GOLD VERSUS GUGLHUPF

Michael Gebhard

Geschichten über Vergangenes beginnen meist mit „Es war einmal." So auch diese. Es war also einmal eine alte Villa, die einmal ein Atelier war und ein Wohnhaus war und zuletzt zum Museum wurde. Das Haus war in die Jahre gekommen, etwas abgenutzt, aber gerade deshalb hatte es das, was man gemeinhin Charme nennt. Seine Museumsräume waren schon fern aktueller Standards, trotzdem viel besucht. Sein Garten war und ist eine Oase der Kontemplation im Zentrum Münchens, war offen für alle, wenn das Museum, das zugleich durch den Garten erschlossen wurde, geöffnet hatte.

Es war einmal in ebendiesem Haus ein Cafe in einem glasüberdachten Hof, etwas hallig und spartanisch, abgenutzter Natursteinboden und Möbel, die nicht unbedingt zu längerem Verweilen einluden. Ein Cafe mit Eigenschaften, die man auch Eigenheiten nennen kann. Wie das mit Eigenheiten so ist, man muss sich an sie gewöhnen, um sie irgendwann zu schätzen und vielleicht sogar zu lieben. Vom Raum allein, so charakteristisch er auch sein mag, lebt ein Cafe selten. Die Wertschätzung steigt, wenn sich dem Raum entsprechende Speisen zugesellen. Ich nehme an, es wird nicht allzu viele Menschen in München geben, die wissen, dass es in diesem Cafe den besten Mohn- und einen der besten Schokoladenguglhupfe der Stadt gab. Das alles war einmal. Dann kam der Großumbau, die Generalsanierung mit Teilabbruch und Neubau. Das ficht in der Regel einen Mohnguglhupf überhaupt nicht an. Seine Qualität und seine Geschmacksentfaltung stehen über solchen Vorhaben. Und doch gibt es bedauerlicherweise einen Zusammenhang, der dafür gesorgt hat, dass dieser Guglhupf und die den Um- und Neubau symbolisierende Goldschachtel hinter der Glyptothek keine Freunde werden konnten.

Kennt man die Entstehungsgeschichte des aktuellen Baus, dann fügt sich hier unausweichlich eins ins andere. Es ist die alte Geschichte vom erhofften großen Wurf, der aber leider über internationales Mittelmaß nicht hinauskam und dabei Veränderungen evoziert hat, die uns und den Guglhupf empfindlich getroffen haben. Denn wenn ein Großarchitekt für 54 (!) Millionen Euro baut, darf natürlich in der Folge ein leistungsfähiger Großgastronom, einer der München schon an unendlich vielen Stellen mit seinen austauschbaren Produkten beglückt, nicht fehlen. Es ist leider nicht in Erfahrung zu bringen, warum die alten Pächter des Cafes, die sich unseres Wissens auch bei der Vergabe für die Pacht des neuen Cafes beworben hatten, den Zuschlag nicht bekommen haben. Als VOF-geplagte Architekten können wir uns aber bestens vorstellen, wie so etwas ablaufen kann. Das bestbewährte VOF-Prinzip – wer viel hat, muss noch mehr bekommen, wer nicht viel hat, ist einfach nicht leistungsfähig genug, trägt hier sicherlich auch seine Früchte.

Die Goldschachtel, die uns in ihrem deplazierten und wie man liest untilgbaren Goldglanz immer an 54 Steuermillionen erinnern wird, ist jedenfalls ein herausragendes Beispiel dafür, dass das leistungsfähige und in diesem Fall äußerst renommierte Großbüro nicht an jeder Stelle der richtige Partner ist und der Großgastronom auch nicht jedermanns Geschmack trifft. Dass der geniale Mohnguglhupf zusätzlich als Kollateralschaden in Kauf genommen werden muss, schmerzt doppelt.

Es tröstet uns auch nicht so recht, dass der Guglhupf uns sozusagen ein Schicksalsgenosse geworden ist, ebenso wie viele von uns dem Glauben an vermeintliche Leistungsfähigkeit zum Opfer gefallen sind. Sollen wir uns jetzt in das uns zugedachte Schicksal fügen und das jetzt auch an der Briennerstraße in München angekommene international ubiquitäre Museumsflair mit Gastroterrasse genießen? Nein! Wir gehen stattdessen einfach in die Glyptothek, wo wir zugegebenermaßen auch keinen solchen Mohnguglhupf bekommen, dafür aber einen der schönsten und garantiert goldfreien Innenhöfe Münchens genießen können. Das Gold und seinen Glanz überlassen wir denen, die es sicherlich genießen – den internationalen Museumstouristen.

EDLE EINFALT, STILLE ÖDNIS

Cornelius Tafel

Neulich wieder in einem Münchner Gründerzeitviertel: Einige kräftige blaue Farbmuster sind unter der Schutzfolie zu sehen, mit denen das Fassadengerüst des Altbaus zur Strasse hin abgespannt ist. Zwei Wochen später wird das Gebäude ausgerüstet, und es erscheint, weit entfernt von der offenbar einmal vorgesehenen Farbigkeit, eine Fassade von vornehmer Blässe, die Architekturelemente nur um eine Nuance vom leicht graustichigen, hellen Ocker der Grundfarbe abgesetzt.

Zufällig erscheinen etwa zeitgleich überall im Stadtbild die Plakate, die – warum erst jetzt? – das Ergebnis des Fassadenwettbewerbs 2011 der Stadt München zeigen. Sie bestätigen den bisher nur subjektiv wahrgenommenen Trend zu einer zurückhaltenden Farbgebung im Altbaubereich. Ganze Straßenzüge, die bisher einen erfreulichen Wechsel kräftiger, zumeist schön aufeinander abgestimmter Farbtöne aufweisen, wechseln ihr Gesicht, und man beginnt schon, bei einzelnen Gebäuden mit offensichtlich älterem Anstrich, sich vor einem Neuanstrich zu fürchten; die bisherige Farbigkeit weicht einem Ton-in-Ton aus Hellgrau und hellem Ocker, mit dem man nichts falsch machen kann, das aber im Ganzen auf Dauer zu einer bestenfalls als nobel zu bezeichnenden Eintönigkeit führt.

Was ist da los? Ist es tatsächlich, wie beim eingangs beschriebenen Beispiel, die Angst vor der eigenen Courage oder (missverstehender) vorauseilender Gehorsam gegenüber der Unteren Denkmalbehörde, die ja bei geschützten Gebäuden ihre Zustimmung geben muss? Jedenfalls fühlt man sich an eine Szene aus Loriots Komödie Ödipussi erinnert, indem Loriot alias Paul Winkelmann geschäftstüchtig die von der Kundschaft gewünschte graue Farbpalette anpreist („Soll ich mal so ein frisches Steingrau empfehlen?“), während Evelyn Hamann als Paartherapeutin vergeblich versucht, lebendigere Farbtöne ins Spiel zu bringen („Ein frisches Gelb, ein Apfelgrün...“ – „Wir waren mit Grau eigentlich sehr zufrieden.“).

Die Eigenfarbigkeit von Materialien (behandelte Bleche, Hölzer etc.) spielt für die Gestaltung eine immer größere Rolle. Bei Oberflächen mit frei wählbarer Farbe dagegen, wie Putz- und Paneelfassaden, nimmt die Neigung zu kräftiger Farbgebung ab. Die von Erich Wiesner in Zusammenarbeit mit Otto Steidle vorgenommenen kühnen Farbexperimente in Ulm und München oder die Farbigkeit der Behnischbauten aus den 1980er und 1990er Jahren des letzten

Jahrhunderts scheinen einer weit zurückliegenden Vergangenheit anzugehören – Ausnahmen, wie die Arbeiten von Sauerbruch/Hutton, bestätigen die Regel.

Offensichtlich folgen auch hier die Architekturströmungen einem wechselnden Pendelausschlag. Selbst als beispielhaft empfundene und als Referenz für die Gegenwart propagierte Epochen können offenbar unterschiedlich interpretiert werden: Während Johann Joachim Winckelmann (anders als Loriots Protagonist mit ck) dem aufkommenden Klassizismus das Bild einer marmorweißen Antike vermittelte, zeigten spätere Untersuchungen, dass die griechische Architektur polychrom und zwar mit kräftiger Farbgebung war – eine Entdeckung mit weitreichenden Folgen für die Architektur des 19. Jahrhunderts. Ähnliches wiederholte sich ein Jahrhundert später: Obwohl man es hätte besser wissen können, ging man aufgrund der Schwarzweiß-Photographien der 1920er Jahre lange Zeit von einer „weißen" Moderne aus. Dieses Missverständnis wurde eine wesentliche Inspiration für die „Whites" (oder New York Five) genannte amerikanische Architektengruppe der 1960er Jahre, insbesondere für die Rezeption Le Corbusiers durch Richard Meier.

Wie auch immer: Im aktuellen Fall, bei der Renovierung bestehender Stadtviertel, führt der Verzicht auf Farben außerhalb eines Spektrums zwischen Ocker und Hellgrau zu einer völlig unnötigen Verengung der gestalterischen Spielräume. Farbigkeit ist immer noch die preisgünstigste Möglichkeit, Räume, auch Außenräume, zu gestalten, eine Erkenntnis, die sich unter Druck knapper Kassen vor allem in Krisenzeiten durchsetzt. Bruno Taut wählte als junger Stadtbaurat von Magdeburg in den wirtschaftlich schwierigen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg kräftige Farben und Muster als Hauptgestaltungsmittel beim Bau seiner Siedlungsprojekte. „Architektur", hieß es damals, „ist gefrorene Musik, aber in Magdeburg taut´s." Vielleicht sollte man diesen Mut auch in Zeiten aufbringen, in denen – „wir waren mit Grau eigentlich sehr zufrieden" – ein feuriges Mausgrau den Gipfel koloristischen Wagemuts darstellt.

SIEBEN FRAGEN AN

VOLKER STAAB

1. Warum haben Sie Architektur studiert?
Die Entscheidung zur Architektur fiel eher intuitiv, ohne dass ich eine wirkliche Vorstellung von dem hatte, was da auf mich zukommt. Nachdem ich Kunst und Philosophie angefangen hatte zu studieren, schien mir das die angewandte Version dieses Bereiches.

2. Welches Vorbild haben Sie?
Alle Architekten, denen es gelungen ist, ein Gebäude zu realisieren, welches auch nach 20 Jahren noch durch seine räumliche und materielle Präsenz zu begeistern vermag.

3. Was war Ihre größte Niederlage?
Wenn es uns nicht gelingt, den Bauherrn und die Planungsbeteiligten mitzunehmen und zu begeistern, um an einem gemeinsamen Ziel zu arbeiten.

4. Was war Ihr größter Erfolg?
Wenn es gelingt, dass der Besuch eines realisierten Projektes überzeugender und beeindruckender ist als das Bild, das man zum Beispiel im Wettbewerb versprochen hat.

5. Was wäre Ihr Traumprojekt?
Das nächste, das wir mit einem wunderbaren Bauherrn, an einem wunderbaren Ort mit einem wunderbaren Raumprogramm bearbeiten.

6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?
Mit den Wünschen und Vorstellungen habe ich so ein Problem. Kaum haben sie sich erfüllt, entwickeln wir schon wieder neue. So kommen wir nie ans Ziel, aber es bleibt wenigstens spannend.

7. Was erwarten Sie sich vom BDA?
Mehr Einfluss in der Gesellschaft.

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

ass
cura

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

DAS NÜRNBERGER BAUREFERAT BLEIBT ERHALTEN

Brigitte Jupitz

Das Nürnberger Baureferat und die Position des Baureferenten / der Baureferentin bleiben auch nach der Kommunalwahl 2014 erhalten. Darauf verständigten sich Anfang Mai die beiden großen Nürnberger Stadtratsfraktionen entgegen der bis dahin geltenden Festlegung, die Stelle des Baureferenten einzusparen und die Ämter aus dem Baureferat auf verschiedene andere Referate zu verteilen.

Der zweijährige, engagierte und intensive Einsatz der Initiative pro-stadBAUmeister hat diese Wendung entscheidend beeinflusst. Der Zusammenschluss von 15 Verbänden, Vereinigungen und Gruppierungen aus Stadt-

planung und Bauwesen sowie der Fakultäten für Architektur und Bauingenieurwesen der Technischen Hochschule Nürnberg hat mit zahlreichen öffentlichen Veranstaltungen, Pressebeiträgen und in Gesprächen mit fachlichen Argumenten für den Erhalt des Baureferates geworben. Unterstützt wurde die Initiative von anerkannten StadtbaurätInnen, Vertretern der Bundesarchitektenkammer, der DASL und der ByAK, von großen Verbänden, der Bundesstiftung Baukultur und überregionalen JournalistInnen, die das Thema aus unterschiedlichen Perspektiven aufgearbeitet haben und engagiert für die Beibehaltung des Baureferates in der zweitgrößten Stadt in Bayern eingetreten sind.

Der BDA-Kreisverband Nürnberg-Mittelfranken-Oberfranken veranstaltete die beiden großen Foren im Dezember 2011 und November 2012 (in Kooperation mit dem Treffpunkt Architektur Ober- und Mittelfranken der ByAK) sowie Anfang 2013 die dreiteilige Veranstaltungsreihe „1+1=3“, in der jeweils ein Stadtbaumeister und ein freier Architekt die Zusammenarbeit auf gleicher Augenhöhe im kommunalen Bereich schilderten, was zu einem nachweisbaren Mehrwert in den Ergebnissen geführt habe.

Für die Zukunft der Stadt Nürnberg ist ein wichtiger Schritt getan. Stadtentwicklung – und damit die planerische Vorsorge für die Bürger – geht weit über die Dauer einzelner Wahlperioden hinaus. Die gebündelte Kompetenz für Stadtplanung, Architektur und Infrastruktur wird mit einem fachlich hochqualifizierten Baureferenten das notwendige Gewicht im städtischen Referentenkollegium erhalten.

NEUER VORSTAND IM KV MÜNCHEN-OBERBAYERN

Maria Schönthier

Auf der Mitgliederversammlung am 16. April 2013 wurde der neue Kreisvorstand für die nächsten zwei Jahre gewählt. Neuer Vorsitzender wurde Robert Rechenauer, der bereits seit zwei Jahren im Vorstand tätig ist und Markus Julian Mayer im Amt des Kreisvorsitzenden nachfolgt. Als Stellvertreter wurden Peter Scheller, seit zwei Jahren im Vorstand tätig, und Jochen Spiegelberger, seit vier Jahren im Vorstand engagiert, benannt. Georg Brechensbauer wurde in seinem Amt als Schatzmeister bestätigt. Ebenso wurde Eberhard Steinert, der seit vier Jahren im Vorstand tätig ist, als Mitglied des erweiterten Vorstandes wiedergewählt.

Neu in den Vorstand gewählt wurden Karin Schmid und Christian Neubauer. Sie lösten damit Jan Spreen und Frida Zellner ab, die sich nach vierjähriger Amtsperiode aus der Vorstandsarbeit verabschiedet haben. Markus J. Mayer legte sein Amt als Kreisvorsitzender nieder, wird aber als gewähltes Vorstandsmitglied weiterhin im Kreisvorstand tätig sein.

Dank gilt allen scheidenden Vorständen für ihre engagierte Arbeit sowie insbesondere Markus Julian Mayer, der sich als Vorsitzender maßgeblich für die Belange des Kreisverbandes eingesetzt hat. Herzlichen Glückwünsch an die neu und wiedergewählten Vorstandsmitglieder und einen glücklichen Start in die neue Amtsperiode.

Die Nachfolge für Robert Rechenauer, der ab jetzt als Kreisvorsitzender im Landesvorstand vertreten ist, übernimmt Georg Brechensbauer. Karin Schmid wird weiterhin den Beisitz im Landesvorstand wahrnehmen.

NEUWAHLEN KV WÜRZBURG-UNTERFRANKEN

Ulrich Karl Pfannschmidt

Georg Redelbach stand nach zwölf Jahren als Vorstand des KV nicht mehr zur Verfügung. In einem Rückblick berichtete er über die Aktivitäten und Ereignisse seiner Tätigkeit. In seinem Bericht wurden besonders die vom KV organisierten vier Architekturwochen hervorgehoben, die zweimal in Würzburg, je einmal in Aschaffenburg und Schweinfurt stattfanden, und die dreimalige Organisation der „Auszeichnung guter Bauten in Franken". Die alljährlichen Exkursionen zu neuer Architektur im In- und Ausland, nach Portugal, Prag und Brünn, Hamburg, Zürich, IBA Emscherpark, Thüringen, Südtirol, Linz, Luxemburg sowie Metz und Innsbruck konnten im Bericht nicht fehlen, ebenso wenig wie der alljährliche Festvortrag in der Residenz, zu dem ausgesuchte Referenten und Themen im Grenzbereich der Architektur ein großes Publikum aus Kollegen und interessierten Gästen lockten. Als weniger erfreulich bezeichnete Redelbach das allgemeine Verhältnis zur Stadtverwaltung, insbesondere gegenüber der begrüßenswerten Einrichtung der Kommission für Architektur.

Nach üblichem Procedere wurden Rainer Kriebel als Vorsitzender, Georg Redelbach als 2. Vorsitzender und zugleich als Beisitzer im Landesvorstand, Armin Bauer als Schatzmeister und für den erweiterten Vorstand Manfred Ring, Reinhold Jäcklein, Claus Arnold und Stefan Seitz einstimmig gewählt.

Im inoffiziellen Teil des Abends mit einem munteren Tafeln, befeuert von den berühmten Riesling- und Silvanerweinen aus Homburg, wurde zuletzt nicht nur das bemerkenswerte und unermüdliche Engagement von Georg Redelbach gefeiert.

BDA-EXKURSION PRAG – NACHBERICHT

Wolfgang Jean Stock

BDA in Fahrt: Exkursion des BDA Bayern nach Prag, 14. bis 17. März 2013. Nur das Wetter spielte nicht ganz mit, trotz strahlender Sonne waren die Temperaturen mitunter eisig – aber ansonsten reiste die Gruppe der 30 Architektinnen und Architekten in Begleitung der beiden BDA-Landesvorsitzenden Karlheinz Beer und Lydia Haack mit vielen neuen und teilweise überraschenden Erfahrungen von Prag nach Bayern zurück. Auf der Hinreise gaben die Inhaber der Firma Hemmerlein in Bodenwöhr interessante Einblicke in ihre Produktion von Betonfertigteilen, darunter Sonderanfertigungen für Gefängnisbauten. Nach der Ankunft in Prag stieg dann die Gruppe unter der straffen Führung von Reiseleiter Wolfgang Jean Stock sofort in das dichte Programm ein.

Dass die Exkursion mit rund drei Dutzend Besichtigungen so erfolgreich verlief, war auch den beiden Experten am Ort zu verdanken: Dr. Petr Kratochvíl von der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und Architekt DI Petr Dvorák vom Büro ADNS. Beide führten nicht nur mit großem Engagement von Bauwerk zu Bauwerk, sondern waren auch als

„Türöffner“ unersetzlich. Als große Höhepunkte der historischen Moderne empfanden die Teilnehmer die Villa Müller von Adolf Loos, die Herz-Jesu-Kirche von Joze Plecnik und die Werkbundsiedlung „Baba“, als herausragende neue Bauten die CSOB-Bank von Josef Pleskot und die Architekturfakultät der TU Prag von Alena Samková. Die Exkursion schloss auch einen Besuch des Goethe-Instituts ein, in dem auf mehreren Ebenen diverse Beispiele phantasievoller „Kunst im Bau“ zu bewundern waren.

FÖRDERBEITRAG

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Georg Hagen, Hagen GmbH, Nürnberg
Hans-Jörg Horstmann, Horstmann + Partner, Bayreuth
Wolfgang Obel, Obel + Partner GbR, Donauwörth
Andreas Emminger, johannsraum, Nürnberg
Peter Zottmann, lauber+zottmann Architekten GmbH, München
Walter Landherr, Landherr Architekten, München
Reinhold Jäcklein, Architekturbüro Jäcklein, Volkach
Edwin Effinger, WEP Effinger Partner, München
Klaus Maucher, Maucher + Höß, Kempten
Karlheinz Beer, Büro für Architektur und Stadtplanung, Weiden/München
Rainer Post, doranth post architekten, München
Peter Doranth, doranth post architekten, München
Volker Heid, Heid Architekten, Fürth
Otto Schultz-Brauns, Schulz-Brauns Wild, München
Peter Ackermann, Ackermann & Partner, München
Rüdiger Leo Fritsch, Fritsch + Tschaidse, München
Peter Kuchenreuther, Kuchenreuther Architekt BDA, Marktredwitz

Rainer Hofmann, bogevischs büro, München
Jürgen Zschornack, koch + partner, München
Armin Bauer, RitterBauerArchitekten GmbH, Aschaffenburg
Hans Peter Haid, Haid und Partner, Nürnberg
Prof. Hans Nickl, Nickl + Partner, Münschen
Peter Brückner, Brückner + Brückner, Tirschenreuth

Robert Fischer, Dömges Architekten,
Regensburg
Gunther Henn, HENNARCHITEKTEN, München
Georg Brechensbauer, Brechensbauer
Weinhart + Partner, München

EINE HOHE KUNST

Monica Hoffmann

In der Reihe „Was ist gut?“ im Haus der Architektur in München war die dritte Gesprächsrunde ein Gewinn für die Zuhörer. Das Thema: „Klassische und Zeitgenössische Musik – Musikkritik“. Auf dem Podium: Reinhard J. Brembeck, Süddeutsche Zeitung, München, Professor Dr. Siegfried Mauser, Präsident der Hochschule für Musik und Theater München und als Moderator Professor Dr. med. Dr. phil. Lorenz Welker, Institut für Musikwissenschaft, Ludwig-Maximilians-Universität München. Teilnehmer, die so gut und souverän sind, dass sie einander zuhören, frei und sachlich ihre Argumente entwickeln und das auch noch mit Humor.

Reinhard J. Brembeck mag Recht haben, wenn er sagt, dass es einfacher sei, ein Gemälde oder ein Bauwerk zu beschreiben als ein Musikstück. Dieses entstehe nur im Augenblick und verschwände genauso schnell wieder, selbst wenn heute Aufzeichnungen Vergleiche verschiedener Interpretationen erlaubten. Siegfried Mauser stellt sich sogar die Frage, was das Kunstwerk in der Musik eigentlich sei, da es nur in einem Netzwerk existiere, einem Netzwerk aus Notentext, dem Lesen des Notentextes, dem Spielen und dem Hören. Deswegen auch werde die Musik von einigen als die höchste und gleichzeitig von anderen als die niedrigste Kunstform deklariert. Zutreffend ist sicherlich auch, dass Musik eine Kunst sei, die stärker als ein Bauwerk unsere Emotionen berühre, weswegen Musikurteile auch nur selten mit kühlem Verstand gefällt würden. Musik als das nicht Greifbare, Musik als das emotional Berührende – das macht Musikkritik nicht einfach.

Nach der Gesprächsrunde kam es mir so vor, dass es genau diese besonderen Erschwernisse bezüglich eines Urteils über ein Musikstück sind, die eine ehrliche und intensive Beschäftigung mit der Kritik erzwingen. Deswegen könnten die an dem Abend angesprochenen Probleme des Spannungsfeldes zwischen traditioneller und zeitgenössischer Musik, der Subjektivität in der Beurteilung von Musik und des scheinbar nicht zu umgehenden Kanons auch einen klareren Blick auf die Architekturkritik geben. Selbst wenn es einfacher sein mag, ein Gebäude zu beschreiben, weil immer noch der reale Bau das Werk ist, bleiben auch hier Emotionen, Subjektivität und Mainstream nicht außen vor.

Musikkritik im Spannungsfeld von traditioneller und zeitgenössischer Musik

Mauser führt den Begriff der traditionellen statt der klassischen Musik ein und beklagt, dass es hier nicht nur ein Mainstreamrepertoire gebe, sondern dass sich dieses auch noch ständig wiederhole. Ähnlich verhalte es sich mit den Interpreten traditioneller Musik. Eindeutige Gewichtungen führten bedauerlicherweise zu Fixierungen, die eine historische Offenheit verhinderten. Frei von solchen Obsessionen seien natürlich auch so manche Kritiker nicht, die in der Verehrung von Künstlern, insbesondere von Dirigenten, jeglichen gesunden Abstand vermissen ließen. Ideologisierungen werden nicht nur in der traditionellen, sondern auch in der zeitgenössischen Musik ausgemacht, was sogar zu besonders extremen Beurteilungen führen könne und Interpreten auf bestimmte Richtungen fixiere.

In der traditionellen Musik vermisst Mauser die Werkkritik. Stattdessen gebe es fast nur noch Interpretationskritik, während in der zeitgenössischen Musik der Schwerpunkt eindeutig bei der Werkkritik liege. Unabhängig davon wird eine mangelnde Intensität in der Auseinandersetzung mit traditioneller und zeitgenössischer Musik beklagt, was, so Mauser, wohl unserer schnelllebigen Zeit zu schulden sei. Brembeck ergänzt dazu, dass in den Medien, wie beispielsweise der Süddeutschen Zeitung, zu wenig Platz für diese Themen eingeräumt werde. Sie wolle ein Abbild der Gesellschaft widerspiegeln, sodass für traditionelle Musik immer weniger und für zeitgenössische Musik fast gar kein Raum vorgesehen werde.

Bezüglich Mainstream, bezüglich Stararchitekten, bezüglich Sensationsjournalismus zu Bauschäden, Kostenüberschreitungen etc. – die Darstellung von Architekten und Bauwerken stellt sich nicht viel anders dar. Da wird in den Medien viel Lärm erzeugt um wenige Architekten und wenige Bauwerke. Und es gibt kaum Platz für den viel größeren Anteil der alltäglichen Architekturentwicklung mit allen ihren negativen und positiven Erscheinungen. Im Vorgriff sei festgehalten: Auch das ist sehr weit entfernt von einer objektiven Berichterstattung.

Problem der Subjektivität

Sehr bald schon kommen auch die Diskutanten Brembeck und Mauser auf das Hauptproblem in der Musikkritik zu sprechen: der Subjektivität. Ihr ist weder in der Musik- noch in der Architekturkritik zu entkommen. Doch bei der erfreulich klar ausgesprochenen Tatsache, dass jedes Musikurteil subjektiv sei, dabei belassen es die Diskutanten dann doch nicht. Sie suchen nach Kriterien, wie die Subjektivität wenigstens so weit wie möglich zu objektivieren sei. Für Brembeck besteht diese Kunst darin, sich frei zu machen, hinzuhören, Gefühlssicherheit zu entwickeln und dann

zu fragen: Warum hat es mir gefallen und sich dabei die Freiheit nehmen, sich von Dogmen zu lösen. Zumal es nicht nur das Gute und das Schlechte gebe, sondern vielfältigste Abstufungen dazwischen. Selbst bei einzelnen Musikern, die das eine besser als das andere beherrschten. Als ermutigend kann seine Aussage genommen werden, dass man sich am Ende nur auf sich selbst verlassen könne, dies insbesondere auch in der zeitgenössischen Musik. Keinem vorgeschriebenen Kanon zu folgen, setzt allerdings voraus, dass man sich vieles anhören und erfahren müsse, vor allen Dingen auch das, was man nicht so gerne mag. Um sich ein Urteil bilden zu können, müsse man sich im Vergleich schulen. Wobei Brembeck einräumt, dass natürlich nicht alle Musikstücke gekannt werden könnten, noch nicht einmal alle Opern. Schließlich gebe es um die 60.000 davon.

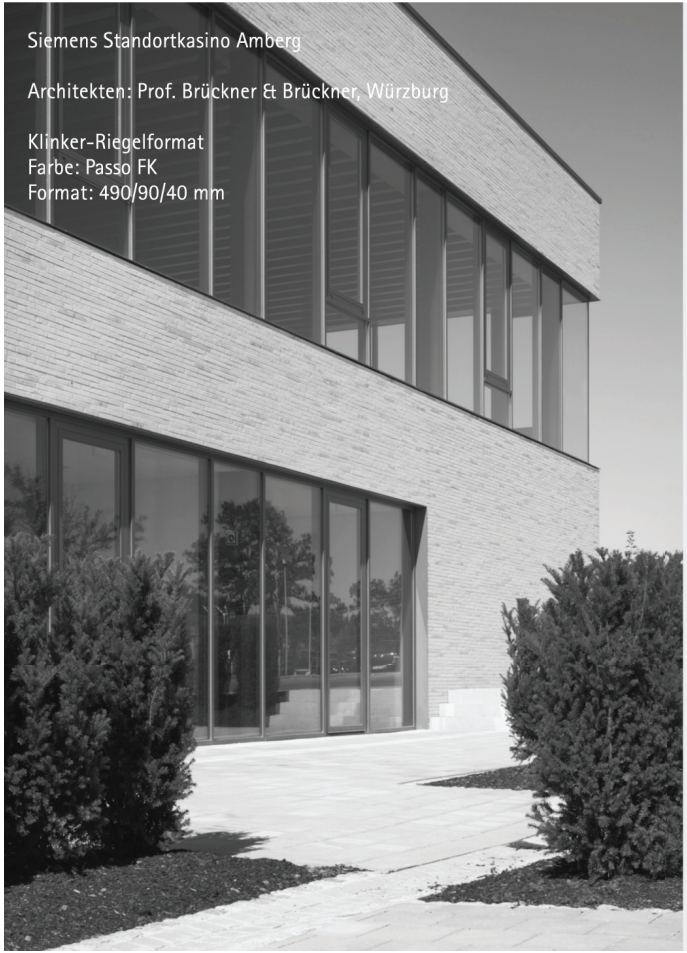
Um einem rein emotionalen, spontanen und eher willkürlichen Urteil zu entgehen und dem Versuch einer objektiven Begründung näher zu kommen, sei bei jeder Kritik ein Bogen zwischen beiden zu spannen. Mauser hat dafür ein anschauliches Bild, wenn er sagt, dass das Subjektive einen Hof um sich haben, in einen Kontext gestellt werden müsse, um der reinen, ungeschützten Subjektivität zu entkommen. Dabei seien zwei Momente hilfreich: das Auratische, das im Sinne Walter Benjamins Atmosphärische und das Authentische, das Individuelle, das sich in einer guten Komposition und Interpretation zeigen müsse. Mit diesen beiden Kriterien könne Musik greifbarer gemacht werden.

Gut, in der Architekturkritik gibt es konkretere Anhaltspunkte, um ein Urteil zu begründen. Es gibt statische Aspekte, funktionale, ortsbezogene etc. Hier kommt es mir eher vor, als wenn das auratische und authentische Moment in der Kritik zu kurz kommen würde.

Kanon als Hilfe und Schraubstock

Ob man der Subjektivität mithilfe des Kanons entkommen kann, wird abschließend diskutiert. Die Gesprächspartner sind sich darin einig, dass jedes Land, jede Gesellschaft sowohl bezüglich der traditionellen als auch der zeitgenössischen Musik einen eigenen Kanon habe, wobei innerhalb des Kanons sehr unterschiedliche Werke nebeneinander existieren könnten. Ein Kanon entstehe als Ergebnis geschichtlicher Prozesse und sei nicht zu verhindern. Alles was stimmig sei, was verständlich sei und funktioniere, werde aufgenommen. Einerseits könne ein Kanon jedoch zu einem Schraubstock werden, indem er Alternativen einenge. Er könne – so gibt Brembeck andererseits zu bedenken – durchaus aber auch eine erste Hilfestellung für Laien sein, die beginnen, sich mit Musik zu beschäftigen. Heute noch eindeutige Zusammenhänge zu ermitteln, sei allerdings wesentlich schwieriger geworden als früher. Die Meta-Ebene des Auratischen und Authentischen zeichnet sich für Mauser erneut als die einzige Möglichkeit zur Lösung dieses Problems ab.

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts ist genauso die Architektur von einer Absage an jegliche Objektivität betroffen. Allgemein gültige Vorstellungen vom Schönen oder Guten in der Baukunst wurden Zug um Zug fallen gelassen. Die Folge: Es gibt viele Stile nebeneinander, mehr oder weniger originelle und mehr oder weniger gute Lösungen für eine Bauaufgabe. In den Medien dominieren die lauten. Deswegen die Empfehlung, dass die Kategorien des Authentischen und des Auratischen auch für die Architekturkritik ein Gewinn sein könnten – selbst wenn sie noch so schwer zu er- und vermitteln sind.



Klinker-Fassaden

Aus dem GIMA-Produktsortiment

- Klinker
- Klinker-Riegelformat
- EURO-Modul-Klinker
- Terrakotta-Fassaden
- Altbaierische Handschlagziegel
- Akustikziegel
- Ziegelsichtmauerwerk-Fertigelemente

Girnghuber GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen

Telefon 08732-24-0
Telefax 08732-24-200

www.gima-ziegel.de

GIMA
Qualität aus Ton

FERDINAND REUBEL 90

Hermann Scherzer

Ferdinand Reubel zählt zu der Generation, die unmittelbar nach dem Krieg, bei schwierigen Voraussetzungen, doch hochmotiviert und leistungsstark ihr Ausbildungsziel verfolgte. Die Begegnung mit der Architektur der Moderne während seines Studiums an der TH Stuttgart war prägend für seinen weiteren Berufsweg.

Nach kurzer Planungspraxis ermöglichte ihm der beachtliche Wettbewerbserfolg für eine Berufsschule in Oberfranken die Bürogründung als freischaffender Architekt in seiner Heimatstadt Nürnberg. In vier Jahrzehnten entstanden aus vielen preisgekrönten Wettbewerben und Vertrauensaufträgen beispielhafte Bauten, die Anerkennung fanden und

Auszeichnungen erhielten: Kirchen und Gemeindezentren mit Schwestern- und Altenheimen im Bereich der Diözese Eichstätt, Schulen, Sozial- und Wohnungsbauten. Bedeutende Objekte für Messe, Industrie und Gewerbe wurden ab 1981 im Planungsteam mit Partner Heinz Seipel im Großraum Nürnberg und Leipzig realisiert.

Ferdinand Reubel ist Architekt aus Berufung. Über sein berufliches Wirken hinaus engagierte er sich schon frühzeitig in ehrenamtlichen Gremien der Baukultur und des Berufsstandes, denn er war überzeugt von der Notwendigkeit kritischer Diskussion über die Qualität des Planens und Bauens in der Öffentlichkeit. So wirkte er als stellvertretender Landesvorsitzender des BDA Bayern und im Vorstand der Bayerischen Architektenkammer. Als Preisrichter in Wettbewerben, im Nürnberger Baukunstbeirat und im Landesbaukunstausschuss waren sein ausgewogenes Urteil und sein Rat gefragt.

Einsatzbereit und zuverlässig, ausgleichend und verständnisvoll, mit feinem Humor: so kennen ihn Mitarbeiter, Kollegen und Freunde. Sie verehren, respektieren und schätzen ihn.

Italien, insbesondere die Toscana (Heimatland seiner Mutter), wurde für Ferdinand Reubel durch die verwandtschaftlichen Verbindungen zu einem bevorzugten Reise- und Urlaubsziel. Sein stets waches Interesse an Menschen und Kulturen anderer Völker führte ihn später auf weiten Reisen in Länder aller Kontinente. Immer aber kehrt er gerne zurück in seine Heimat, sein Haus in ländlicher Umgebung Nürnbergs mit weitem Blick auf die Höhen des Fränkischen Jura.

WALTER VÄTH 85

Ulrich Karl Pfannschmidt

Walter Väth, vor fünfundachtzig Jahren in Erlenbach am Main geboren, feiert am 12. Juni in Würzburg, seinem Lebensmittelpunkt, Geburtstag. Wer ihn in seinem Haus besucht, findet einen liebenswürdigen Kollegen, der sich über ein Gespräch freut und schnell mit einem Bocksbeutel zur Hand ist, um die richtige Atmosphäre zu schaffen. Von einem Schlaganfall vor einigen Jahren hat er sich gut erholt, so gut, dass er auch gelegentlich an Exkursionen des Kreisverbandes in alter Frische teilnimmt. Seit 1998 Witwer, bewahren ihn nahe Brüder, zwei Töchter und zwei Enkel vor Vereinsamung.

Angefangen hat das Architektenleben mit dem Studium an der Fachhochschule in Mainz, dem Eintritt 1954 in das Architekturbüro Jörg Gründel und dem Beginn der Selbständigkeit acht Jahre später. Eine Zeit übrigens, die er gemeinsam mit dem Kollegen Wolfgang Hetterich dort verbrachte, der zur gleichen Zeit austrat und sein eigenes Büro gründete. Walter Väth gehört zu der Generation von Kollegen, die sich mit Leidenschaft und Freude den Aufgaben gewidmet haben, die sich in der Aufbruchzeit nach dem Zweiten

Weltkrieg reichlich geboten haben. Die Frage, ob ihm eine bestimmte Art von Bauwerken oder Bauherren besonders lieb gewesen sei, versteht er kaum, wichtig sei ihm immer das Bauen selbst gewesen. Auf diese Weise ist ein stattliches und vielfältiges Lebenswerk entstanden, an dem im Durchschnitt etwa acht Mitarbeiter im Büro beteiligt waren. Allein die Zahlen beeindrucken: Teilnahme an 67 Wettbewerben zwischen 1961 und 1990, zahlreiche erste und zweite Preise, und was erfreulich und aus heutiger Sicht nicht selbstverständlich ist, auch daraus folgende Aufträge. Seine Werkliste umfasst an ausgeführten Bauten 110 Nummern ohne gelegentliche Kleinigkeiten. Wohnhäuser stehen neben Grundschulen, Gymnasien, Banken, Turnhallen, Schwimmbädern oder Kirchen, kurzum die ganze Palette. Zu den Schwergewichten zählen die Gymnasien von Karlstadt und Miltenberg.

Der BDA gratuliert und dankt seinem Mitglied für die rege Teilnahme, die er zeitlebens zeigte. Möge dem Jubilar seine Neugier, seine Offenheit und Fröhlichkeit lange erhalten bleiben.

KONGENIAL

Monica Hoffmann

Wenn Sie vor der Lektüre das auf dem Buchumschlag abgedruckte Gemälde von Chaim Soutine auf sich wirken lassen und vielleicht auch noch versuchen, weitere Bilder von ihm ausfindig zu machen, dann können Sie erahnen, was Sie erwarten wird. Ein fulminanter Roman von Ralph Dutli über das Leben des weißrussischen Malers, der von 1893 bis1943 lebte. Denn, so werden Sie nach der Lektüre wissen, diese Bilder sind nicht nur identisch mit dem Leben des Malers: selbstbestimmt, besessen und mit einer Absolutheit um seine malerische Wahrheit ringend, die selbst vor der Zerstörung der eigenen Bilder nicht Halt macht. Damit identisch sind genauso Sprache und Inhalt des Romans, der eine Mischung aus Fiktion und Geschichte ist. Als wenn der Autor aus den Gemälden heraus das Leben des Malers aufgespürt hätte. Er hat ein literarisches Kunstwerk geschaffen, das dem Maler Soutine und seinem Werk ebenbürtig ist. Gleichwohl bleibt der Autor trotz immensem Einfühlungsvermögen gefasst und eigen bis zum Schluss.

So wie Soutine in wilder Gestik das leere Weiß seiner Bilder mit lebendigen kräftigen und dunklen Farben durchtränkt, so werden Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das Leben Soutines in seinem Geburtsort Smilowitschi, in Wilna, Paris, Céret, Cagnes und Chinon, die Begegnungen mit seinen Malerkollegen, wie Fernand Léger, Marc Chagell, Amédeo Modigliani oder Pierrre Bonnard, seine Armut und seine Erfolge, seine Lieben Gerda Michaelis oder Marie-Berthe, die frühere Frau von Max Ernst, und das Ringen um die Werke in eine kurze Zeitspanne von 24 Stunden verwoben.

Erinnerungen an Vergangenheit und Zukunft erscheinen dem Maler im Morphium-Delirium auf seiner letzten Fahrt von Chinon in eine Pariser Klinik in einem Leichenwagen versteckt – als Jude bis zum Schluss auf der Flucht vor der deutschen Besatzungsmacht. Die wegen eines aufgebrochenen Magengeschwürs notwendige Operation kam jedoch zu spät. Fast sein Leben lang hat er wie im Rausch gegen die Schmerzen angemalt, nur sporadisch gelindert durch weiße Milch mit Bismuth. Sie sind Teil seines Malens geworden. Deswegen ist der Gedanke an ein Leben ohne Schmerzen ganz umhüllt in Weiß, unter der Bedingung der Malerei abzuschwören, für ihn so unerträglich, dass er dafür lieber mit seinem Leben zahlt.

Ich werde das Buch mindestens noch einmal lesen. Dies ist dem Autor und der Dichte des Romans geschuldet. Ralph Dulti studierte in Zürich und Paris Romanistik und Russistik. Er lebt als freier Autor, Essayist, Lyriker und Übersetzer in Heidelberg.

Dutli, Ralph, Soutines letzte Fahrt; Göttingen: Wallstein Verlag 2013

MARTIN GROPIUS, EIN FAST VERGESSENER BAUKÜNSTLER

Erwien Wachter

Martin Philipp Gropius – Großonkel des Bauhaus-Gründers Walter Gropius – gilt als der bedeutendste Architekt der „Jüngeren Schinkel-Schule". Er steht für den Übergang vom Spätklassizismus zur anbrechenden Moderne in Berlin. Heute ist er nur noch durch den glanzvoll wiedererstandenen Martin-Gropius-Bau in Berlin, dem ehemaligen Kunstgewerbemuseum, allgemein bekannt. Da die meisten seiner über 120 Bauten und Projekte zerstört sind und die Berliner Denkmalpflege gerade einmal neun seiner Werke im Stadtgebiet verzeichnet, kommt dem vorliegenden Band eine besondere Bedeutung zu.

Erstmalig werden alle Bauten vorgestellt, die Gropius zunächst alleine, ab 1866 gemeinsam mit seinem Partner Heino Schmieden ausgeführt hat. Die mit reichem Fotomaterial ausgestattete, knapp 600-seitige Monographie ist nach Werkgruppen – Wohnhäusern, Krankenhäusern, Universitäts- und Bibliotheksbauten, Herrenhäusern und Schlössern, Bank-, Handels- und Geschäftshäusern, Inneneinrichtungen, Kunstgewerbe und Skizzenbüchern – geordnet und bietet einen hervorragenden Überblick über das Gesamtwerk. Durch die intimen Kenntnisse des verwandtschaftlich mit der Familie des Architekten verbundenen Autors liest sich der Band wie ein höchst lebendiges stadtgeschichtliches Porträt.

Der Autor Arnold Körte wurde in Rom geboren und studierte an der TH München und an der Harvard University (GSD) Architektur. Er war Mitarbeiter von Walter Gropius in dessen Büro TAC (The Architects Collaborative) in Boston. Nach seiner Lehr- und Bautätigkeit in Kanada kehrte er nach Europa zurück. Körte wirkte als Professor an der Hochschule für Gestaltung in Offenbach und von 1980 bis 2000 an der TU Darmstadt. Im Rahmen seiner Gutachtertätigkeit für die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und eigenen Projekten zur Denkmalpflege und Stadterhaltung rückte das baukulturelle Erbe Europas in sein Blickfeld – und damit auch die Baukunst des 19. Jahrhunderts.

Körte, Arnold, Martin Gropius. Leben und Werk eines Berliner Architekten 1824 – 1880; Berlin: Lukas Verlag 2013

EINE EINLADUNG NACH UNTERFRANKEN

Monica Hoffmann

Das BDA-Mitglied Walter Schilling aus Würzburg muss seine Heimat wahrlich lieben. Wie sonst ist zu erklären, dass er mehr als 300 Stiftzeichnungen architektonischer Kleinode aus Unterfranken anfertigte und kurzweilige Texte dazu verfasste. Die bekannten und unbekannten Meisterwerke der Baukunst aufzusuchen, dazu wird der Betrachter und Leser seines Buches animiert. Denn die Stiftzeichnungen haben es in sich, stellen sie doch das Typische der Baudenkmäler dar, so wie Hans Döllgast es gelehrt hat. Nicht beim Fotografieren, sondern beim Zeichnen eignet man sich das Charakteristische eines Bauwerks an. Vielleicht lässt sich der eine oder andere Leser sogar dazu inspirieren, nicht nur den Wegen Schillings zu folgen, sondern dabei auch Stift und Papier mitzunehmen.

Schilling, Walter, Die Burgen, Schlösser und Herrensitze Unterfrankens; Würzburg: Echter Verlag 2012, EUR 19,80

NOTIZ

Der 71-jährige japanische Architekt **Toyo Ito** hat den diesjährigen **Pritzker Architekturpreis** erhalten. Die 1979 ins Leben gerufene, mit 100 000 Dollar dotierte und zum sechsten Mal an ein japanisches Büro verliehene Auszeichnung gilt wegen ihres internationalen Prestiges als Nobelpreis der Architektur. Mit dem 1941 in Seaul geborenen Toyo Ito würdigt die Pritzker-Jury den unkonventionellsten Architekten Japans.

Die **„Bundesstiftung Baukultur“** hat einen **neuen Vorstandsvorsitzenden: Reiner Nagel**, Architekt und Stadtplaner. Er ist unter anderem Mitglied im BDA und in der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung. Nagel war zuvor in der Geschäftsleitung der HafenCity Hamburg und zuletzt in Berlin Abteilungsleiter in der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung tätig. Fokussiert, interdisziplinär, qualitätsorientiert sollen drei spezifische Themenfelder angegangen werden: Wohnen und gemischte Quartiere, öffentlicher Raum und technische Infrastruktur, Planungs- und Prozessqualität. Ziel ist es, „mit Hilfe einer interdisziplinären Qualitätsdebatte ein Bewusstsein für die gesellschaftliche Relevanz“ von Baukultur zu schaffen. Mit der Verbreiterung von pädagogischen Ansätzen über populäre Medien, wie Film und Fernsehen, Diskussionsforen, der vorhandenen Internet-Plattform bkult bis hin zu einem „Salon der Baukultur“ und einem „Schaufenster der Baukultur“ an einem publikumsintensiven Ort wird eine besondere Nähe zur Öffentlichkeit angestrebt. Ein „Runder Tisch“ soll Fragen zur Identität der Stiftung im Reigen anderer baukultureller Institutionen und auch die Bewältigung der beiden unterschiedlichen Handlungsfelder „Planungskultur“ und „Baukultur“ aufschließen.

Der **Förderpreis Architektur der LH München** geht **2013** an die BDA-Mitglieder **Clemens Nuyken und Christoph von Oefele**. In der Jurybegründung wird insbesondere ihre Leistung „durch die Nutzung innovativer Techniken traditionelle Prinzipien auf ein zeitgenössisches und zukunftsweisendes Niveau zu heben“ als Beitrag in „einer im besten Sinne nachhaltigen Architekturentwicklung“ hervorgehoben.

US-Forscher haben eine zwei Zentimeter lange **Roboterfliege** gebaut. Das Kunstinsekt wiegt 0,08 Gramm und fliegt wie sein natürliches Vorbild. Es kann von Ort zu Ort fliegen und grundlegende Flugmanöver ausführen. Mit 19 Milliwatt hat es dieselbe Leistung wie eine Stubenfliege, allerdings benötigt sie noch eine externe Energieversorgung und muss daher angekabelt fliegen.

IMPRESSUM

Herausgegeben vom Arbeitskreis für Presse und Information im Landesverband Bayern des BDA

Die BDA-Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr und können im Jahresabonnement für EUR 16,00 incl. Porto beim Arbeitskreis für Presse und Informationen, Geschäftsstelle des BDA-Landesverbandes Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München, Telefon 089-186061 bezogen werden.

Redaktion: Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Prof. Dr.-Ing. Wilhelm Kücker, Dr.-Ing. Cornelius Tafel, Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Autoren: Dipl.-Ing. Brigitte Jupitz, Nürnberg; Dipl.-Ing. Peter Kluska, München; Dipl.-Ing. Ulrich Pfannschmidt, Gerbrunn; Prof. Dipl.-Ing. Hermann Scherzer, Nürnberg; Dipl.-Ing. Maria Schönthier, München; Wolfgang Jean Stock, Autor und Architekturkritiker, München

Verantwortlich für diese Ausgabe: Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Die vom Autor vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der des Herausgebers identisch.

Design: Sabine Seidl
Textredaktion und Layout: Monica Hoffmann
Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Einsendungen werden an den Arbeitskreis für Presse und Information erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN